LEICHNER

GEORG LEICHNER
UNTER BRASILIANISCHEN DIAMANTSUCHERN



UNTER BRASILIANISCHEN DIAMANTSUCHERN

VON

GEORG LEICHNER



1.–12. TAUSEND

WILHELM GOLDMANN VERLAG LEIPZIG

Einband- und Schutzumschlagentwurf von Kurt Gundermann, Leipzig
Druck: Pierersche Hofbuchdruckerei Stephan Geibel & Co., Altenburg

MEINER MITARBEITERIN,
DER SCHRIFTSTELLERIN MAGDA GIESS,
ZU EIGEN



I

„JALMEIDA“ DER GROSSE DIAMANT — FLÜCHTLING DER ZIVILISATION — GIFTPFEILE

In vielen Windungen, von Gebüsch und rauhen, verkrüppelten Bäumen umrahmt, zieht sich die brasilianische Landstraße zu dem Diamantengebiet Rio das Garças. Viele wandern sie entlang, zu Pferde oder zu Fuß, aus aller Herren Länder kommen sie, das Glück zu suchen. Viele Hoffnungen zerschellen hier, selten nur gelingt es, Reichtum und neues Leben dieser spröden, rötlich-grauen Erde zu entreißen, die eifersüchtig über ihren kostbaren Schatz, den Diamanten, wacht.

Die mit einer dicken Staubschicht bedeckte Straße wechselt beständig ihren Platz. Erst kaum sichtbar, später durch die großen Räder der Ochsenkarren breit gefahren, zieht sie sich dahin, bis Regengüsse sie verwaschen und die sengenden Sonnenstrahlen sie unfahrbar machen. Dann bahnen die Wagen sich einen neuen Weg, und die Straße rückt nach links oder nach rechts auf der Suche nach ebenen Stellen. In tiefer Einsamkeit ruht sie tage-, oft wochenlang, bis der von zehn oder mehr Ochsen gezogene Karren über sie wandert. Weit schallt das eigentümliche Geheul seiner Achsen durch den heißen Tag, aufreizend, schrill, monoton... Die schweren Holzräder fressen sich tief in den sandigen Boden, Staub wirbelt auf, und die Reihe der Ochsen, diese vielfarbige, lange Reihe, schreitet langsam und schwerfällig, stumpf, gleichgültig und müde... Die Stöcke der Treiber klatschen auf die geduldigen Rücken — rotes Blut fließt —, und laute Zurufe gellen.

Wenn man die Straße entlang wandert, so wird einem allenthalben an den Lagerfeuern die Geschichte von „Jalmeida“, dem großen Diamanten, erzählt.

*

... Es waren ein Mann und zwei Knaben.

Sie saßen am Feuer und schauten in die zuckenden Flammen, die die Dunkelheit noch tiefer und undurchdringlicher machten.

Emilio, der Mann, redete. Etwas Unverständliches zwang ihn dazu, immer wieder und wieder mußte er sprechen... Wie er jetzt gedankenlos das lebhaft brennende Feuer schürte, genau so gedankenlos sprach er. Hundert Male schon erzählte er die Geschichte seines Lebens, die so einfach und unkompliziert war, wie er selbst. Und als aus der Ferne der Schrei eines Jaguars durch die Nacht scholl, sprach er von der großen Katze, die vor Jahren, als er, Emilio, noch bei einem Fazendeiro in Stellung war, sich jede Nacht eine Kuh holte, bis einmal...

Er lag im Schuppen auf seinem Lager, der Rinderhaut, als in unmittelbarer Nähe der Hütte laut und drohend der Schrei des blutgierigen Raubtieres erschallte. Zitternd duckte er sich, angstvoll in die Dunkelheit lauschend. Es war Tod in der Nähe... Da draußen ging etwas vor sich. Unerklärliche, dumpfe Laute, ein Treten, Ächzen, Stampfen, ein erbitterter Kampf, ein Kampf auf Leben und Tod — und Stille. Nichts als dunkle Nacht und in ihr das Grauen...

Am Morgen fand er den Jaguar, von einem riesigen Ameisenbär umklammert, und beide waren tot.

So erzählte Emilio, der Ochsentreiber.

Zehn Jahre schritt er nun schon die brasilianische Landstraße entlang, hinter dem Karren mit Proviant, Bohnen und Reis, Kaffee, Zucker, Salz, Speck und Cachaça[1], für die, die am Rio das Garças das Glück suchten. Zehn Jahre lang, jahraus, jahrein...

Die Nacht verging gleich den vielen anderen. Die Sonne kam. Die Ochsen wurden von der Weide getrieben, und wieder schrillte das Geheul der Achsen, wieder schrien die Knaben, dröhnten dumpf ihre Schläge auf den Rücken der langsam dahintrottenden Rinder.

Gedankenlos, stumpf, die Augen auf die Spur geheftet, die die Räder in den Sand gruben, ging Emilio hinter dem Wagen her. Sein Blick glitt über die Steine, die die rötliche, sandige Straße bedeckten. Er hatte seinen Feuerstein verloren. Sollte sich da nicht Ersatz finden lassen? In die gleichgültig dreinschauenden Augen kam ein lebendiger Funke. Glitzerte es soeben nicht in der Rinne, die das Rad verließ, und die sich zu Dreivierteln sogleich wieder schloß, so locker war hier der heiße, trockene Boden.

Ein Stein, doppelt so groß wie eine Walnuß!

Emilio bückte sich faul und schwer. Träge versuchte er, ihm im Weiterschreiten Funken zu entlocken. Es ist nicht gut, auf dem langen Marsch ohne Feuer zu sein! Alle Mühe war jedoch vergeblich. Ärgerlich wollte er das „dumme Ding" zurückschleudern in den Staub der Straße. Aber der Stein hatte einen so schönen Glanz, und er steckte ihn zu sich, wie man eine Blume am Wegrande mitnimmt, eine Strecke weit.

Endlich, nach vielen mühevollen Abhängen und steinigen Schluchten war die Siedlung erreicht. Ein eigenartiges Leben

---

[1] Zuckerrohrschnaps

herrschte hier: die Suche nach den Diamanten, Essen und Trinken, und im Rausche das Weib, und über allem die vielhundertfachen Gefahren dieses heißen, tropischen Landes, angefangen vom Giftzahn der Schlange bis zum treffsicheren Dolchmesser des Garimpeiro[1].

Die Tiere wurden vor der Venda, dem Verkaufsladen, der zugleich, wie an solchen Orten üblich, die Kneipe darstellt, abgeschirrt und sich selbst überlassen, und Emilio machte sich daran, die paar Groschen, die er ersparte, zu vertrinken wie es auch die anderen taten.

Auf Kisten, Kasten und Schemeln hockten sie, wetterharte Gesellen, die manche Gefahr bestanden, manche Hoffnung begraben hatten. Der Becher mit Cachaça kreiste, und derbe Rede flog hin und wider. Gedankenlos zog Emilio den Stein aus der Tasche. Er erzählte, daß er sein Feuerzeug verloren hatte und drehte das glitzernde Spielzeug in den schmutzigen Händen.

Die finsteren Gestalten blickten auf.

„Wo hast du ihn her, den Diamanten?“

„Diamant!“ Emilio lachte. „Wenn er nicht so groß wäre, hätte ich beinahe selbst geglaubt, daß es einer ist.“ Er schaute auf das schimmernde Ding.

Und doch — es war einer!

Sie drängten sich jetzt alle um ihn. Hier war endlich einmal der Traum vom Glück, der Traum vom „großen Stein“ in Erfüllung gegangen. Warum sollte es nicht auch eines Tages sie treffen ...? Das Mögliche war hier Wirklichkeit geworden, neue Hoffnungen bewegten alle.

Bald wußte es jeder in den Hütten. Immer mehr braune

---

[1] Diamantsucher

Gesellen kamen, immer enger wurde es in Senhor Ramiras Venda, die rauhen Stimmen schallten und erfüllten den kleinen Raum mit lautem, drängendem Leben.

Und dann kam Joaquim Almeida, der Aufkäufer.

„Diabão! 50 Contos[1] gebe ich dir!" Er streckte die braune Hand aus.

50000 Milreis! Ein Vermögen! Emilio schwindelte es. Nun wird er sich eine Fazenda kaufen, wird Rinderherden haben, wie der reiche Galega, und niemals mehr von früh bis spät, in Sonne und Regen, hinter dem Ochsenkarren schreiten...

Und er tauschte den Stein gegen die Scheine.

„Jalmeida", wie sie ihn nannten, der große Diamant, ging aus einem Besitz in den anderen. Sein Wert steigerte sich fast stündlich, bis er für 150000 Milreis nach Rio de Janeiro verkauft wurde. Man sagt jedoch, daß er durch die wahnsinnige Gier der Spekulanten erheblich überzahlt worden sei.

Emilio aber, der ihn auf der Landstraße fand, versteht es nicht, das Glück zu halten. Es zerrinnt ihm unter den Händen. Er, der nie große Geldscheine gesehen hatte, gibt in seiner Einfalt eine 50-Milreis-Note für einen 5-Milreis-Schein, und die Zeit ist nicht mehr fern, wo er wieder auf der Landstraße hinter dem Karren schreiten wird, den Blick auf die Spur des Rades geheftet, auf der Suche nach neuem Glück. Ob er es findet...?

*

Weit dehnte sich der brasilianische Urwald, ein stumpfes Grüngelb, von der Sonne verbrannt. Papageien kreischten in den Zweigen der Bäume, und neugierige Äffchen schauten

[1] ein Conto = 1000 Milreis

aus runden, blanken Augen verwundert auf den einsamen Reiter.

Seit Tagen schon ritt Hans Mahr, hingegeben an diese fremde Welt, die ihn umgab. Er wußte den Jaguar im Dickicht auf die Nacht mit ihrem Dunkel warten und den Gifttod lauern in Gestalt von Schlangen und anderem Getier, von dem man in den Wäldern Europas keine Kunde hat. Er wußte, es war ein Wagnis, den tagelangen Ritt durch diese Wildnis allein und ohne andere Waffen als Dolchmesser und Revolver zu unternehmen. Und doch ritt er . . .

Was hatte ihn aus der Heimat jenseits des Ozeans mit ihrer jahrhundertealten Tradition in diese neue Welt getrieben, die nur dem Wechsel von Tag zu Nacht, von Sonne zu Regen, zu leben schien?

Europa war ihm zu eng geworden, Europa mit seiner Technik, seinen Maschinen und Menschen gleich diesen. Überall begrenzen „Verbote" die Wege, und wenn man eine Straße wandert, glaubt man lange vor dem Ziel dasselbe schon zu kennen.

Nicht so hier in der Wildnis; überall birgt sie Geheimnisse. Ein steter Kampf, nicht mit den kleinlichen Sorgen des Alltäglichen eines Lebens der Zivilisation, nein, hier, wo jeder sein eigener Herr und sein eigener Knecht ist, gelten andere Gesetze. Hier ist alles ursprünglicher, einfach und ohne Komplikation, und nur der Starke hat Daseinsberechtigung.

An einem Abend war es, am Lagerfeuer, das er mit zwei Diamantaufkäufern teilte, deren Weg für etliche Tagemärsche mit dem seinen zusammenlief. Da hatte er sie gehört, die Geschichte von „Jalmeida", dem großen Diamanten. Und nun ließ sie ihn nicht mehr.

Aus dem von den glühenden Sonnenstrahlen verbrannten

Erdreich ringsum, von den trügerischen Sümpfen stieg es, lag in der Luft und umtanzte ihn mit dem nimmermüden Heer der Moskitos und Fliegen: das Diamantfieber, der Wunsch zu Glück und Glanz durch den schimmernden Stein.

Weiter, immer weiter, den Diamantfeldern am Rio das Garças entgegen...

*

Er hatte sich längst daran gewöhnt, die Nacht nicht mehr zu fürchten. Wo er von ihr überrascht wurde, blieb er, in der Erwartung des Morgens. Er hatte sich an das Heulen des Jaguars gewöhnt und an das Zischen der Schlangen. Das Waldmesser leistete ganz andere Dienste als anfangs; von den Blättern mancher Pflanzen konnte man erfrischenden Tee bereiten, auch verstand er wilden Honig und eßbare Früchte zu finden. Das Pferd hatte sich so an ihn geschlossen, daß es sich nicht mehr weit vom Lagerplatz entfernte und auf den Zuruf herbeikam. Der Regen störte nicht mehr, trocknete die Kleidung doch bald wieder. Selbst das Sammeln von Feuerholz in der Dunkelheit hatte er gelernt.

Wenn die Ansprüche an die Bequemlichkeiten des Lebens auf ein Minimum gesunken sind, fühlt man sich in dieser wilden Freiheit heimisch. Jeder Fluß, den man trifft, dient zur Erfrischung, und ist die Gegend zusagend und genügend Wild vorhanden, schlägt man an seinem Ufer das Lager auf, trinkt das kalte Wasser, das in seiner Reinheit den höchsten Genuß birgt, und spürt man Hunger, jagt man eines der Tiere des Waldes, wählt die schönsten Fleischstücke und brät sie am flackernden Lagerfeuer. Oder man sitzt still beim Fischfang am Wasser, fühlt den Wald atmen und sieht die Sonnenflecken im Laubwerk tanzen. Dann brodelt im Kessel die schmackhafte Fischsuppe, und wenn einmal das Salz fehlt, so

wird sie mit Asche gewürzt. Das Zelt, ein langes Stück wasserdichten Stoffes, schützt vor Regen und Sonnenbrand, und nachts, wenn Hans Mahr auf dem Leder seines Sattelzeuges lag, starrte er wohl stundenlang empor, wo hoch in weiten Fernen unbekannte Welten als kleine, bläulich-gelbe Sternchen lebten. War genügend Mondschein vorhanden, konnte es auch sein, daß er seinen „Braunen" sattelte und ziellos, nur des Reitens wegen, langsam in die silberumsponnene Nacht hinaustrabte.

So ritt er auch heute. Die schwarzen Schatten der Bäume lagen hart und scharf begrenzt auf der Erde. Die Hitze des Tages ließ die frische Kühle doppelt angenehm erscheinen. Seinen Gedanken und dem gleichmäßigen Dahintraben ergeben, in dem Bewußtsein, das einzige menschliche Wesen in meilenweitem Umkreis zu sein, fühlte Hans Mahr sich losgelöst von allem Wollen, allen Trieben, die die Menschen fesseln und ihre Leidenschaften wecken, in einem einzigartigen, wunschlosen und darum glückerfüllten Zustand, als das Pferd plötzlich von der geraden Richtung abwich und scharf nach rechts bog. Er ließ es gewähren, trug nur die Richtung ins Merkbuch ein, um sich später wieder zurechtfinden zu können.

Eine Stunde trabte das Tier im wechselvollen Schattenspiel der Mondnacht, bis in der Ferne die dunklen Umrisse einer Hütte auftauchten und Hundegebell erscholl.

In hundert Schritte Entfernung haltmachend, klatschte er, der Landessitte gemäß, in die Hände. Ein Schatten löste sich von der dunklen Türfüllung, eine ruhige, melodische Stimme lud ihn ein, näherzutreten, und er schaute in ein Paar kluge Augen, die aus einem mit langem, grauem Wuschelbart bedeckten Gesicht den späten Gast aufmerksam betrachteten.

„Wanderer, du kommst aus weiter Ferne. Sei willkommen in meinem einfachen Heim!“

Sie traten in die durch einen Kienspan nur spärlich erleuchtete Hütte. Tee und etwas Speise, die von einer anderen Hand und auf andere Art, wie er es gewohnt war, zubereitet waren, mundeten vortrefflich. —

Er schlief in dieser Nacht ruhig und traumlos, ohne auf das Geheul des Jaguars zu lauschen oder auf das Schreiten des Pferdes in der Dunkelheit, brauchte er doch nicht für die Erhaltung des Lagerfeuers bedacht zu sein, seit langem wieder unter dem schützenden Dach einer wenn auch noch so einfachen, menschlichen Behausung.

Als er am nächsten Morgen erwachte, es mochte die achte Stunde sein, war der Alte nicht in der Hütte. Nach einem Bad in dem Wasser, das in der Nähe rieselte, schaute er sich in der fremden Umgebung um.

Die Hütte war luftig und hoch; das Dach und die Wände aus Palmblättern errichtet. Überall lagen und hingen Felle, die davon zeugten, daß ihr Eigentümer schon lange hier verweilen und die Gegend reich an Wild sein mußte.

Wer aber war dieser Fremde, der hier einsam in der Wildnis hauste, fern den Menschen, ihrem Leid und ihrer Freude?

Ein fröhlicher Zuruf ließ ihn sich umwenden. Da stand der Unbekannte, ein Reh auf den Schultern.

„Es glückte mir, dieses frische, junge Wild zu erlegen, für Sie, meinen ersten Gast seit drei Jahren“, sagte er heiter.

Auch er schien eben ein Morgenbad genommen zu haben. Bart und Haar waren von der Sonne noch nicht ganz getrocknet, der sehnige Körper atmete Gesundheit und Frische. Er mochte wohl nicht so alt sein, wie Hans Mahr, nach seinem

ergrauten Haar urteilend, gewähnt hatte. Gern hätte er gewußt, wer er sei und was ihn in diese Wildnis flüchten ließ.

Die Zubereitung des Mahles ging flink von der Hand, und bald saßen sie und drehten den Spieß mit der saftigen Rehkeule über dem Feuer.

Auf die Frage nach seinem Namen antwortete der Fremde kurz: „Jules". Hans Mahr nannte ihm den seinen, und sie starrten ins Feuer und warteten, daß das Essen fertig werde.

Der Morgen war noch nicht weit in den Tag geschritten, noch war die Macht der Sonnenstrahlen nicht voll zur Entfaltung gekommen, und das hundertfache Leben des Waldes atmete stark und leicht.

Hans Mahr erzählte von sich und seinen Fahrten. Er glaubte hierdurch dem Einsamen die Zunge lösen zu können. Und wirklich, so geschah es auch.

Er begann zu sprechen.

„Der Krieg war beendet. Dort, wo unser kleines, weinumsponnenes Haus gestanden hatte, gähnte das schwarze, klaffende Loch eines Granattrichters. Der Garten mit den bunten, lustigen Sommerblumen, nach denen die Händchen meiner jauchzenden Kleinen so oft gegriffen hatten, war nicht mehr. Das ganze Städtchen glich einem Trümmerhaufen. Niemand konnte mir über den Verbleib der Meinen Auskunft geben, als ich nach endlosen, langen, grausamen Jahren, vom Militär entlassen, wieder in der Heimat stand. Ich mußte sie tot wähnen, zerrissen durch die Gewalt eines Schicksals, das in seiner unverstandenen Grausamkeit mich aufheulen ließ wie ein gepeinigtes Tier.

So wanderte ich wieder fort, dort Arbeit nehmend, wo sie sich mir bot, bis ich eines Abends in Antwerpen mein Weib als alte, kranke Dirne in einer Kneipe wiederfand..."



DER VERFASSER (MITTE) VOR DEM RITT IN DIE WILDNIS



Er beschattete die Augen mit der von harter Arbeit schwieligen Hand.

„... Für ein Kommißbrot hatte sie sich verkauft, weil die Kinder um Brot weinten... Sie starben jedoch beide in wenigen Tagen... Da ging es rasch abwärts mit ihr...

Ich brachte sie ins Spital. Aber es war schon zu spät.

Nun litt es mich nicht länger in der Heimat. Ich verließ Belgien, mein Vaterland, verließ Europa, das mir durch seinen blutigen Wahnsinnstaumel alles geraubt hatte und zog hinaus in die Welt. So gelangte ich nach Brasilien. Hier versuchte ich vieles, aber was ich auch begann, es zerrann mir unter den Händen, zerfiel... Das Schicksal hatte mir alles genommen und wollte nichts dafür geben. Da floh ich vor den Menschen, die sich höher als die Tiere dünken, und dabei grausamer sind als diese, floh hierher in die Wildnis. In ihr gelten weder Reichtum, noch Gesetze, niemand fragt nach ‚woher' und ‚wohin', nach Standesunterschieden, Beruf, nach Zweck und Ziel. Allein das Leben hat Wert. Und hier habe ich meinen Frieden gefunden.

Gib mir deine Hand, Wanderer. Auch dich haben nicht Überfluß und Glück in diese, alle Wunden heilende, Einsamkeit getrieben..."

Er schwieg, und sie saßen still, verstummt vor der unbegreiflichen Größe des Lebens.

Einige Tage verbrachte Hans Mahr in der Hütte des Einsiedlers. Dann sattelte er wieder sein Pferd und ritt weiter, seinem Ziel, den Diamantfeldern Matto Grossos entgegen.

*

Schüsse ...

Einer nach dem anderen ... Sie wiederholten sich als Echo und rissen fast schmerzhaft an den Nerven. Man fühlte: jemand war in Todesnot.

Pfeilschnell jagte das Pferd vorwärts, daran gewöhnt, seine ganze Kraft anzuspannen, wenn es Schüsse hörte.

Noch einer ... und noch ...

Donnernd rollte das Echo über den Kamp.

Was geschah dort in der Ferne?

Das Tier flog dahin, kaum berührten die Hufe den Boden. Buschwerk, Gras und Bäume glitten vorüber.

Da — ein verzweifelter Ruf, halb verweht ...

Hans Mahr antwortete laut und ritt, was die Kräfte erlaubten.

Ein Gebüsch und dahinter ein gesatteltes Pferd, schweißgebadet, ohne Reiter, und auf der Erde ein Mann in einer Blutlache.

Im Nu war er aus dem Sattel und versuchte, den roten Strom, der aus einer tiefen Wunde in der Brust des Fremden quoll, zu hemmen. In Ermanglung von Verbandstoff zerriß er sein Hemd, aber der Verwundete wehrte ihm matt: „... Laß es fließen... . Es ist vergiftetes Blut. Mich trafen die Giftpfeile der Indianer. Ich bin dem Tode geweiht ..." Und plötzlich, den Arm des anderen umklammernd, weiteten sich seine Augen, wurden groß und starr, und er flüsterte: „Siehst du, dort im Busch, da kommen sie ... Sie fürchten sich nicht. Sie wissen, daß ich sterben muß ..."

Über die Ebene strich ein leichter Wind, Gräser und Blätter schluchzten auf und verstummten. Weit und einsam lag der brasilianische Kamp.

„... Ich sterbe... ich weiß es. Aber der Tod ist zehnfach bezahlt. Das, was mir ward, ist mehr als das Leben selbst, ist der Zweck des Lebens..."

Die Stimme des Todwunden war kaum hörbar.

„Wo sind sie...? Verschwunden..."

In den weitoffenen Augen lag namenlose Angst. Er bäumte sich wild auf, um doch gleich wieder zurückzusinken.

„Höre, du Unbekannter. Ich rief dich durch meine Schüsse, weil ich nicht allein sterben wollte...

Schönheit paart sich mit Häßlichkeit, das ist Gesetz..."

Tief mußte Hans Mahr sich neigen, damit er ihn verstehe.

„... Ich ritt durch den Kamp. Mein Herz sehnte sich nach einem unerreichbaren Glück. Das Blut fieberte in meinen Adern, erhitzt von den Gluten dieser schwülen Tage und der langen Einsamkeit müde.

Es war Abend.

Langsam trabte der Gaul dahin, als ich plötzlich im Schilfrohr, das den Bach zu meiner Rechten umgab, ein Rascheln hörte.

Die langen Blätter, die drohenden Schwertern gleich ein Geheimnis zu behüten schienen, bewegten sich, glitten auseinander, und mein schönheitstrunkenes Auge gewahrte zwei wunderbare Mädchengestalten. Ihre entblößten, durch keine Kleidung beschwerten Körper leuchteten in den Strahlen der Abendsonne wie kostbare Bronzen, von der Hand des größten Künstlers, der Natur, ohne Fehl gemeißelt; ihr Haar, schwarz wie die Nächte des Südens, fiel auf die sanft gerundeten Schultern, und etwas tierhaft Starkes, das sie eins sein ließ mit dem unbezähmbaren Lebensdrang der Wildnis ringsum, sprang mich Einsamen jäh an wie der Jaguar das Wild.

Keines Wortes mächtig, wagte ich nicht, mich zu bewegen, aus Angst, die holde Erscheinung könne in Nichts zerrinnen.

Lächelnd schauten sie zu mir herüber, und ihre Augen lockten. Mußte da nicht das kühlste Herz warm werden? Ich schwang mich aus dem Sattel und näherte mich ihnen, die in ihrer königlichen Nacktheit regungslos verharrten. Dann wandten sie sich und schritten hinein in das grüne Dämmern des Schilfrohres.

Ich folgte ihnen.

Schuhe und Gamaschen schützten mich vor Insekten- und Schlangenbissen, die schönen, märchenhaften Geschöpfe aber gingen barfuß und ohne jede Furcht. Sie lachten und plauderten, und ihre melodischen Stimmen ließen die harten Laute ihrer Sprache fast weich erscheinen.

Leichtfüßig schritten sie vor mir her, bis wir auf eine Lichtung traten, auf der einige nackte Frauengestalten, gleich der meiner Begleiterinnen, sich fröhlich tummelten. Als sie mich erblickten, liefen sie alle herbei, mich und meine Kleider neugierig betastend. Ich verstand ihre Sprache nicht, und ihnen war die meinige fremd. Aber wozu Worte? Sie hätten die Herrlichkeit der Stunde nur schmälern können.

Als die Sonne dem Untergang nahe war, führten sie mich denselben Weg zurück zu meinem Pferde. Dabei deuteten sie auf den Himmel, in der Richtung gen Osten, und ich verstand, daß sie am nächsten Morgen wiederkommen wollten.

Nachts machte ich kein Feuer. Was galten mir im Augenblick alle anderen Gefahren der Wildnis! Nur an die Indianer dachte ich, deren Nähe mir die Anwesenheit der Frauen verraten hatte. Ihr Stamm war mir unbekannt, und ich wußte nicht, wie er den Weißen gegenüber gesinnt war. Das Leben aber, das ich noch vor Stunden gering schätzte, hatte mit einem

Male wieder einen Wert erhalten. Nur einmal noch dieses Märchen der Wirklichkeit durchkosten!

Ich konnte lange nicht einschlafen. Die Erwartung des kommenden Tages spannte alle Nerven und ließ mich die Minuten bis zum Sonnenaufgang zählen. Erst gegen Morgen übermannte mich die Müdigkeit, und ich verfiel in einen tiefen, traumlosen Zustand.

Dunkel... Grau..., Schatten huschten im Geiste, etwas Warmes streifte meine Wange, ein Hauch, dann Helligkeit.

Ich erwachte vollends. Ein Antlitz mit Augen, tief und geheimnisvoll wie die Ströme dieses Landes zur Regenzeit, mit lieblich lächelndem Munde, nahe dem meinen. Neben mir, über mich gebeugt, kniete eine nackte Mädchengestalt.

Verlangend streckte ich die Arme aus... Wohlige Wärme eines kraftvollen und lieblichen Körpers durchströmte mich. Das Gesicht über mir lächelte und lockte...

Da fanden sich unsere Lippen, und ich vergaß, daß ich nur ein Mensch bin, war Gott, Schöpfer alles Lebendigen...

... Aus dem Taumel erwachend, schaute ich um mich.

Wir waren nicht allein. Um uns jauchzten und sprangen im göttlichen Bacchanal alle die anderen, Geister der Schönheit, weibgewordene Träume.

Sie alle küßte ich.

Unerschöpflich schien ich geworden zu sein, ein nie versiegender Born heiliger Kräfte.

Wieder und wieder kamen sie, daß ich sie liebkose. Von keiner Sorge noch Scham beschwert, tanzten sie, kletterten auf die Bäume und schwangen sich wie kleine, behende Äffchen fröhlich von Ast zu Ast. Oh, ihr Kinder der Wildnis in der malerischen Herrlichkeit eurer Schönheit, das Märchen

der ewigen Jugend verkörpernd! Daß ich euch sehen und besitzen durfte!

Glücklich schlief ich endlich nach Stunden ein und erwachte erst, als die Sonne schon hoch am Himmel stand. Niemand war zu sehen. Nur zwei badende Mädchengestalten schmückten den Fluß. Sie wähnten mich schlafend, und ich schaute lange ihrem Treiben zu, dem Schöpfer für seine Schöpfungen dankend. Später nahm auch ich ein Bad. Wohl wunderten sie sich, mich plötzlich ohne Kleidung zu sehen. Meine Nacktheit aber brachte mich ihnen nur näher.

Und dann kamen wieder all die anderen, und wieder begann ein Taumel der Schönheit und Lust...

Als die Sonne sank, führten sie mich zurück zu meinem Lager, wie am Abend zuvor.

Am nächsten Morgen aber kamen sie nicht wieder. Ich wartete Stunde um Stunde vergebens, und eine Angst ergriff mich, eine entsetzliche Angst, ich könnte sie nie wiedersehen. Wie wahnsinnig streifte ich die Gegend ab. Nirgends eine Spur. Oder war es am Ende gar nur ein Traum gewesen? Fast mußte ich es glauben... Zu meinem Lager zurückgekehrt, fand ich jedoch einige der Perlen der von mir den Frauen geschenkten Glasketten. Sie lagen zerstreut im Sande... Sonst nichts.

Ich sammelte sie wie eine Kostbarkeit, glaubte ich doch das Fluidum ihrer Trägerinnen noch in ihnen zu spüren, als plötzlich aus dem mich umgebenden Buschwerk einige Männer traten. Auch sie waren nackt, jedoch mit Pfeil und Bogen bewaffnet.

Aufschauend, gewahrte ich zwanzig Pfeile auf mich gerichtet.

Da schrie ich laut in wildem Haß, warf mich zu Boden,

riß meine Waffe hoch und feuerte. Feuerte wild, ohne zu sehen, wohin ... Pfeile schwirrten. Ich wußte, daß ich getroffen war, aber ich fühlte keinen Schmerz. Die Erregung war zu groß.

Von dem Dröhnen der Schüsse erschreckt, flohen die Indianer, nur die Verwundeten blieben liegen und stöhnten laut. Aber bald kehrten auch die anderen wieder zurück, kauerten sich in einiger Entfernung nieder und starrten mich voll Staunen an.

Meine Wunde blutete stark. Ich versuchte, mir einen notdürftigen Verband anzulegen.

Langsam kamen die Wilden näher. Sie betrachteten mich wie ein Wunder, beschauten ihre Pfeile und sahen einander erstaunt an. Was machte sie so bestürzt? Es konnte doch nicht sein, daß sie noch nie Schüsse gehört hatten? ... Mit einem Male begriff ich es: Die Pfeile waren vergiftet und ich dem Tode geweiht. Sie wunderten sich, daß ich noch nicht ihrer mörderischen Wirkung erlegen war. Ich konnte sowieso nicht länger am Leben bleiben, das Märchen war ja zu Ende.

Eine unverständliche Wut überfiel mich. Mit der Reitpeitsche wild um mich schlagend, schwang ich mich aufs Pferd und jagte davon, gleichgültig wohin ..., nur fort. Aus den vergifteten Wunden strömte das Blut ..., die Kräfte ließen nach ..., es wurde schwarz vor den Augen, und eine entsetzliche Angst, ich könnte allein, von allen verlassen, in der unbarmherzigen, grausamen Wildnis sterben, überfiel mich; der Wunsch, einen Menschen zu sehen, einen meinesgleichen, wurde übermächtig ..., und ich schoß.

... Siehst du sie? Dort kommen sie wieder, die schönen Gestalten. Vorsichtig treten sie aus den Büschen, sich scheu

eine hinter die andere verbergend... Heb mir den Kopf, Fremder, damit ich sie besser sehe..."

Über die Ebene strich ein leichter Wind. Gräser und Blätter schluchzten auf und verstummten. Weit und einsam lag der brasilianische Kamp.

„... Ganz wie ehedem... Nur bei der einen fehlt das Kettchen... Sag, warum kommen sie nicht näher?... Ach, nun wird es dunkel vor den Augen..."

Der Sterbende atmete schwer, von Schmerz geschüttelt. Dann streckte sich der Körper, und die Qual, die seine Züge verzerrt hatte, schwand...

Behutsam ließ Hans Mahr den Toten zur Erde gleiten, erschüttert von dieser neuen Überraschung der fremden Welt des Urwaldes.

*

II

ALS TAUCHER – HYPNOSE – DER ÜBERFALL AUF DAS GARIMPO „AGUA FRÍA“

Der Rio das Garças.

Unaufhaltsam wälzt er seine Fluten, Flüsse und namenlose, kleine Bäche in sich aufnehmend, die in raschen, oft verderbenbringenden Strömungen ihn durcheilen.

*

Ein Spiel der Naturkräfte im Wirbel der unheimlichen Wassermassen hat in Vorzeiten ungeheuere Schätze hierhergetragen.

Lange Tage wütete das Wasser, bis es sein Gleichgewicht fand und die Erde wieder freigab. Jahrhunderte, Jahrtausende vergingen. Zwischen Gestein und Kiesel lag der Diamant und wartete...

Da geschah es, daß die Menschen es erfuhren, und ein Wettlauf begann zwischen Finden und Sterben. Über Hunderte von Kilometern verstreute die Natur die kostbaren Steine, über Hunderte von Kilometern trostlos öder Fläche, mit verkrüppelten Bäumen bedeckt, Schönes in die Erde legend und Häßliches aus ihr wachsen lassend.

Unheimlich stark ist die Anziehungskraft dieses Steines, der hoch und niedrig zusammengewürfelt auf den Sandfeldern am Rio das Garças. Überall an seinen Ufern sieht man zu Gruppen oder vereinzelt die Hütten der Diamantsucher. Jahraus, jahrein wühlen sie hier im Sande, abgeschnitten von allem Leben da draußen, nur von dem einen Gedanken beherrscht, den großen Fund zu machen.

Nicht nur in der Erde, dem Sande allein, arbeitet der Garimpeiro, auch dem Flusse selbst sucht er die kostbare Beute zu entreißen, auf seinem Grunde den Cascalho, den diamanttragenden Kiesel, grabend, jede Sekunde sein Leben riskierend. Ein starkes Licht glänzt vor seinen Augen: das Licht der Möglichkeit. Dieses Licht ist so stark, so gewaltig, daß es alle Schatten unsichtbar macht. Über alles Schwere lacht er, der Spieler des Glückes auf den Feldern dieses vielbegehrten Steines, von der Hoffnung betäubt, die der Traum seiner Nächte ihm immer wieder vorgaukelt.

Er arbeitet. Er findet auch; er findet aber nur so viel, wie er gerade braucht, um leben zu können, und nicht, wie er anfangs dachte, daß er finden würde, unbegrenzt, in glitzernder Fülle, daß er heimkehren könne, ein König der Welt. Heute denkt er anders. Er hat gelernt zu warten. Er arbeitet ruhig, an die Entbehrungen gewöhnt, in der Gesellschaft der Eingeborenen, die nicht lesen noch schreiben können, die vom Essen, vom Jaguar, von der Schlange und vom Weib reden und seltener auch von den Diamanten... Er hört dazwischen einmal, daß jemand etwas Bedeutendes gefunden habe, und wartet selbst auf das Glück, das auch ihn jeden Tag erreichen kann. In der ersten Zeit ist er viel gewandert, hat geschimpft und geflucht und suchte fast jede Woche eine neue Stelle auf. Heute nicht mehr. Er arbeitet an einem Ort monatelang, wäscht täglich fünfzig bis hundert Eimer Sand, findet heute, morgen — nichts, sammelt die kleinen Steine und verkauft sie, um sich das zum Leben Nötigste schaffen zu können. So vergehen oft Jahre. Zurück in die Heimat kann er selten. Ohne Geld wird er sich nicht mehr zurechtfinden können in den geordneten Verhältnissen. Ihm wird dort drüben in der Arbeit der Nervenreiz der

„großen Möglichkeit“ fehlen, und er wird keine Kraft mehr aufbringen können, um im Einerlei des ruhigen Alltags mit dem Leben zu kämpfen.

*

Hans Mahr kam in eine zusammengewürfelte Gesellschaft von Bahia-Negern, einem Syrier und einem Europäer. Es war ein Tag wie alle anderen, an denen er reiste und immer Neues sah. Für sie aber bedeutete es nur, daß ein Tropfen frischen Blutes in einen veralteten Körper floß. Das Leben ging weiter, in Arbeit, Mühe, Entsagung und Hoffnung...

Die Tauchereinrichtung der brasilianischen Diamantfischer ist die denkbar einfachste. Die in einen Holzkasten eingebaute Luftpumpe muß mit der Hand in Betrieb gesetzt werden, ein Schlauch verbindet sie mit dem Taucheranzug. Ein Neger sollte an der Kurbel drehen, wenn Hans Mahr in den Abgrund des Flusses stieg. In den Händen dieses Schwarzen wird nun sein Leben liegen, jeden Tag zwei Stunden lang... Die Pumpe war alt, alles knarrte und klapperte an ihr; der Anzug war an vielen Stellen zerrissen und nur für den Oberkörper berechnet, der Unterkörper blieb ungeschützt; die Gummiunterlage des abschraubbaren Guckloches, die zur Abdichtung dienen sollte, fehlte gänzlich.

Ausgekleidet. Eine alte Hose und ein Hemd wurden ihm auf die Schultern gelegt, zum Schutz gegen den schweren Helm. Sodann stülpten zwei Mann den großen Messingkopf, an dem der Taucheranzug angeschraubt war, über ihn. Trotz der Unterlagen drückte er sehr. Das Hemd wurde mit einem Leibriemen fest angezogen, und die kurzen Ärmel wurden einfach mit Bindfaden an die Arme gebunden.

Er stand, und Gedanken, Wünsche und Empfindungen

jagten ihm durchs Hirn. Er wollte sich so gern der Kleidung wieder entledigen, schien es ihm doch, als ob ihn im Wasser der Tod erwarte. Es war schwarz vom Regen, einige Baumstämme eilten vorüber.

... Da brachten sie noch zwei schwere Gewichte. „Nur achtunddreißig Kilo..." hörte er wie aus weiter Ferne eine Stimme. Mit dem Helm hatte man also annähernd einen Zentner zu schleppen. Die Gewichte hingen schwer lastend auf Brust und Rücken und hemmten die Bewegung, sie wurden außerdem noch mit einem Strick fest miteinander verbunden. „... Weil viele im Augenblick des Versagens der Pumpe, von Angst ergriffen, sie abwerfen", sagte jemand. Das Luftrohr wurde zugeschraubt — die Schraube war schlecht und mußte mit nassen Lappen umwickelt werden —, und sodann das Rohr mit Bindfaden auf dem Rücken befestigt. Der Schwarze begab sich an die Pumpe. Leichtfüßig sprang er über einen querliegenden Baumstamm, Hans Mahr zurufend: „Heute wird es dort unten bei der starken Strömung nicht leicht sein! Versagt die Pumpe, so eile ans Ufer, sollte der Schlauch reißen oder undicht werden, halte den Atem an, bis du das Wasser verlassen und die Scheibe abgedreht hast..." Die Hände faßten das Rad, die Pumpe atmete, und die Luft strömte geräuschvoll in den Kasten. Es roch nach Gummi. Noch einige Atemzüge, und die Scheibe wurde zugeschraubt.

Stille. Nur das saugende und pustende Geräusch der Pumpe. Hans Mahr bekam eine Hacke in die Hand gedrückt, und man wies ihm die Richtung, in der er zu gehen hatte.

Langsam, vorsichtig, schritt er vorwärts. Die Steine waren glatt, und die nackten Füße rutschten. Er hatte Mühe, sich aufrecht zu halten. Das Wasser, schwarz wie Tinte, in dem

unbekannte Fische, Schlangen und andere Tiere lebten, umspülte die Füße, die den Grund tasteten. Schritt für Schritt ging er vorwärts. Der schwere Apparat lastete auf den Schultern.

Zwei Meter vom Ufer entfernt, erreichte das Wasser die Höhe der Augen. Unwillkürlich zögerte er eine Sekunde und schaute durch das vom Hauch beschlagene Glas. Die grauglänzende Oberfläche des Wassers, von der Sonne beschienen, eilte vorüber. Am Ufer sah er einen Reiher sitzen und stumm auf die kleine Menschengruppe schauen, die sich mühte, dem Fluß seine Schätze zu entreißen.

Noch ein Schritt, und Dunkelheit umhüllte ihn. Aber da blieb er schon stehen... Die Menschenmaschine da oben, die Pumpe, arbeitete entschieden zu langsam. Er streckte eine Hand aus dem Wasser und machte eine drehende Bewegung. Das Saugen wurde stärker, das Atmen leichter. Noch einen Schritt, der Boden verschwand unter seinen Füßen, und er glitt in eine Tiefe von vier bis fünf Meter. Wie zurück? schoß es ihm blitzartig durch den Kopf. Aber er hatte keine Zeit, darüber nachzudenken, stand er doch mit einer Neigung von fünfundvierzig Grad gegen die Strömung, die ihn fortzureißen drohte. Sehen konnte man fast nichts, nur schwache Konturen großer Steine und unbekannter Fische, trotzdem sich die Augen an die Dunkelheit gewöhnt hatten.

Mühsam zog er sich mit den Händen am Boden vorwärts. Die Beine wurden infolge des Fehlens der Taucherschuhe vom Wasser nach oben getrieben. Aber bald fand er das Gleichgewicht wieder und konnte die paar Schritte bis zur Stelle, an der die Arbeit verrichtet werden mußte, aufrecht gehend zurücklegen.

Nachdem er mit der Hacke den harten Grund gelockert

und den Kiesel auf einen Haufen gescharrt hatte, schlug er zwei Steine gegeneinander, als Zeichen für die da oben.

Aus einem Boot, das an einem quer über den Fluß gespannten Drahtseil befestigt war, wurden ein Eimer und eine Schaufel ohne Griff zu ihm hinuntergelassen. Er schaufelte den Kiesel in den Eimer, zog an der Leine, und der Eimer schwankte nach oben.

Schon die dritte Ladung trat den Weg an die Oberfläche an, als er plötzlich in der Wade einen heftigen Schmerz verspürte und einen Fisch von etwa einem halben Meter Länge gewahrte, dessen messerscharfen Zähnen das Bein eine willkommene Mahlzeit zu sein schien. Nun mußte er aber fort von hier! Der Wunsch nach Luft und Licht wurde übermächtig, und eilig, auf allen Vieren kriechend, strebte er dem Ufer zu. Den steilen Abhang zu überwinden, war gar nicht so schwer. Und als er das Wasser verließ, war es ihm, als ob er aus einem anderen Leben käme, als ob er von einsamer Höhe herabstiege zu den Menschen, die da atmen und leben, essen und trinken, arbeiten und schlafen...

Dann hatte er einen Tauchenden mit Luft zu versorgen.

Die Zeit verging im Gegensatz zu der Arbeit unter dem Wasser sehr langsam. Die Hände schmerzten von der wiederholten Drehbewegung, auch der Rücken tat weh von der gebückten Haltung.

Schon eine Stunde war verstrichen, und ein ansehnlicher Haufen Kiesel belastete das Boot, als plötzlich... Was war das? Er drehte das Rad, und die Pumpe stand still... Die Pumpe stand still?! Und da unten, im Wasser, war ein Mensch..., ein Mensch, der jetzt um sein Leben rang. Die Pumpe mußte funktionieren! Die Schraube, die das Rad an der Achse festhielt, hatte sich gelockert, und das Rad drehte

die Achse nicht mit. Und nirgends war eine Zange oder sonstiges Werkzeug zu sehen! Verzweifelt versuchte Hans Mahr, sie mit den Händen zu drehen. Umsonst... Die ganze Kraft angewandt... Die Finger bluteten, eine fast übermenschliche Anstrengung und — die Schraube hakte ein. Die Pumpe gab zwei, drei Stöße Luft und blieb wieder stehen.

Auf dem Wasserspiegel wurde der Taucherhelm sichtbar; eine bläuliche, zitternde Hand krampfte sich um den Verschluß, die Scheibe sank und zeigte ein graues Gesicht mit weitoffenen Augen, die den Tod sahen. Die Lippen zuckten. Die Augen irrten unsicher umher, als ob sie nicht alles begreifen konnten, als ob sie nicht fassen konnten, daß die Sonne wieder schien, daß wieder Luft war und Leben... So stand der dem Tode Entronnene da, stumm, unbeweglich. Dann, plötzlich, ohne Übergang, begriff er, daß er leben durfte und wurde wieder zum Menschen. Die paar Stöße Luft hatten ihm zur Rettung gereicht.

Nach einer kurzen Unterbrechung für das Essen ging es abermals an die Arbeit. Jetzt wurde der Kiesel gewaschen. Der Vorfall war längst vergessen, die Aufmerksamkeit gehörte dem Sande, der die kostbaren Steine barg.

*

Täglich begaben sie sich der Reihe nach auf den Boden des Flusses, nur mit dem schadhaften Taucheranzug bekleidet. Fische bissen in die nackten Beine, die Füße schmerzten beim Schreiten auf den spitzen Steinen, und das kalte Wasser ließ vor Frost erschauern. In stundenlanger, mühevoller Arbeit lockerten sie mit der Hacke den Kiesel und sahen die beladenen Eimer einer nach dem anderen zur Oberfläche schwanken, der Luft und dem Licht entgegen...

Tag für Tag. Aber all ihr Mühen war vergeblich. Sie fanden keine Steine, nur einige wertlose Splitter. Ein Unstern schien über dieser kleinen Menschengruppe zu liegen, die, immer wieder das Glück versuchend, den Kampf mit der reißenden Strömung aufnahm.

Da erinnerte sich Hans Mahr an gewisse hypnotische Experimente, die er in Europa gemacht hatte, bei denen das Medium einen Gegenstand, der von einer dritten Person versteckt worden war, suchen mußte.

Warum sollte es auch hier nicht möglich sein, mit Hilfe einer solchen Suggestion die Stellen zu finden, an denen das kostbare Gestein lagerte? Alle Sorgen, Mühen und Not hätten mit einem Male ein Ende.

Dieser Gedanke ließ ihm keine Ruhe, und er begann, sich nach einer Person umzusehen, die als Medium geeignet wäre. Lange konnte er niemand finden, bis er eines Tages einen Schwarzen als solches erkannte. Sie wurden bald einig, und Hans Mahr begann mit dem ersten Versuch. Der Neger verfiel in Schlaf, aber dieser war noch nicht tief genug, als daß er gleich zur Ausführung des Experiments hätte schreiten können.

Regelmäßig, jeden Tag nach der Arbeit, setzten sie die Übungen fort, und nach einer Woche war der Schlafzustand bereits so tief, daß sich Anästhesie ohne diesbezügliche Suggestion erzielen ließ, auch konnte das Medium sich nach dem Erwachen an nichts mehr erinnern, was es während des Traumzustandes erlebt hatte.

Niemand ihrer Kameraden wußte etwas von dem Vorhaben. Sie wollten die diamanttragende Stelle, sobald sie gefunden worden wäre, allein ausbeuten.



„. . . UND ENTBLÖSSTEN ZWEI WUNDERBARE MÄDCHENGESTALTEN . . .“





IHR KINDER DER WILDNIS IN DER MALERISCHEN HERZLICHKEIT EURER SCHÖNHEIT, DAS MÄRCHEN DER EWIGEN JUGEND VERKÖRPERND



Hans Mahr hatte, da er selbst keine Steine besaß, einige Splitter entliehen. Die legte er dem schlafenden Medium auf die Handfläche, seine Aufmerksamkeit auf sie lenkend, dann steckte er sie in die Tasche und gab ihm den Befehl des Suchens.

Ohne sich zu besinnen, fand der Schwarze sie sofort.

Er verbarg sie von neuem, dieses Mal hinter einem Baum.

Nun drückte das Gesicht des Schlafenden Anspannung aus; die Stirn in Falten, bewegte er sich langsam in der Richtung des Baumes vorwärts und — holte sie auch dieses Mal aus ihrem Versteck!

Hans Mahr wiederholte diesen Versuch mehrmals. Er gelang stets, und es konnte nun endlich zu dem eigentlichen Ziel der Übungen geschritten werden.

So nahmen sie eines Sonntags ihre Gewehre und begaben sich in den Wald. Ezéquiel verfiel wie immer sofort in Schlaf. Nach dem Befehl, zu fühlen, wo Diamanten lagern, stand er einige Minuten in fast schmerzhafter Anspannung, nur von Zeit zu Zeit wie tastend mit den Armen nach verschiedenen Richtungen weisend. Dann, mit einem Male, erhellte sich sein Gesicht, er lächelte und eilte davon, mit geschlossenen Augen, ohne zu stolpern oder gegen einen Baum zu stoßen, so schnell, daß Hans Mahr ihm kaum folgen konnte.

Durch Gestrüpp und Schlingpflanzen rannten sie weglos dahin. Hans Mahr trug beide Gewehre, damit das Medium nicht behindert werde, und vor den Augen tanzten ihm Diamanten von nie gesehener Größe, nie geahnter Schönheit. Erschreckt fuhr eine Schlange empor, und ein Papagei schaute von einem dürren Ast erstaunt auf das unverständliche Treiben der höheren Tiere. Langsam, in seiner majestätischen Schönheit flog ein Reiher gen Norden. Sie aber liefen.

Hans Mahr schaute nicht auf den Kompaß, dachte an nichts, als daß der Erfolg nun endlich da wäre.

Jetzt — ein Fluß, der Rio das Garças selbst in einer seiner vielen Windungen. Das Wasser war dunkel und reißend. Ezéquiel entkleidete sich im Nu. In einer Hand die Kleidung, schickte er sich an, ihn zu durchschwimmen. Hans Mahr wollte ihn daran hindern, ihn aus seinem Zustand erwecken, aber er hatte den Kontakt mit ihm, der zu sehr von der Idee beherrscht war, verloren.

Da hieß es nicht länger zögern. Zum Auskleiden blieb keine Zeit mehr. Nur die schweren Waffen und den Patronengürtel nahm er in die Hand. Die nassen Kleider zogen entsetzlich nach unten. Mit Aufbietung aller Kräfte kämpfte er gegen die Strömung, die ihn ein Stück mit sich riß, bis es ihm gelang, das jenseitige Ufer zu erreichen. Mit welcher Leichtigkeit hatte indessen Ezéquiel den Fluß durchquert! Man merkte ihm keinerlei Ermüdung an. Hans Mahr aber war völlig erschöpft. Nur mit Anstrengung konnte er ihn einholen, hängte ihm beide Waffen über die Schultern und weiter ging es... Seine Pulse flogen, das Herz hämmerte ihm zum Zerspringen, und Schatten wogten vor seinen Augen. Doch vorwärts! Er durfte das Medium in dem Zustand nicht sich selbst überlassen.

Nach etwa zwei Stunden erreichten sie eine kleine Diamantsuchersiedlung: eine Anzahl mit Palmblättern gedeckte Hütten, unregelmäßig, wie durch die Hand des Zufalls hingestreut. Aus der Ferne hörte man das Rauschen des Flusses, der diese kleine Gruppe der von aller Welt Abgeschiedenen an sich fesselte. Durch die abendliche Stille schwangen die weichen Töne einer Ziehharmonika, immer die gleiche, einfache Weise. Die klare Abendluft trug sie in die Ferne. Reg-

los standen Hütten, Bäume und das harte, dürre, von den Sonnenstrahlen versengte Kampgras und lauschten, selbst verkörperte Melodien im Hohen Lied des Lebens... Kein Mensch war zu sehen.

Das Medium hatte der Schönheit dieses träumenden Abends nicht acht. Es rannte auf die Hütte zu, aus der die Töne drangen. Hans Mahr folgte ihm.

Eine Gruppe wetterharter Gestalten hockte um den Spieler und starrte stumm vor sich hin. Ihre Gedanken wanderten auf Wegen, die steinig und kraus sein mochten. Trauer und Sehnsucht waren bei ihnen, denn das Glück, das sie suchten, schien sie zu meiden.

Als sie der beiden, deren Eile sie Gefahr vermuten ließ, ansichtig wurden, brach die Musik jäh ab. Alle sprangen auf.

Mit geschlossenen Augen, zielbewußt, drängte sich das Medium vorwärts und griff einem der Garimpeiros in die Tasche. Erschreckt faßte dieser nach dem Revolver. Im letzten Augenblick konnte Hans Mahr ihn noch zurückhalten, sonst wäre Ezéquiel das Experiment teuer zu stehen gekommen. Fieberhaft suchte er in den Taschen des Mannes, bis er es gefunden hatte — das Röhrchen mit den Diamanten, mit denen Hans Mahr seinerzeit die ersten Versuche gemacht und die er später dem Eigentümer zurückgegeben hatte.

Triumphierend hielt er die Steine empor.

Da weckte ihn Hans Mahr und sank müde und gleichgültig zusammen, antwortete mechanisch auf alle Fragen und wußte nur: es war wieder alles umsonst. Das Glück läßt sich nicht erzwingen.

Niemand wollte es glauben, daß die beiden den weiten Weg in so kurzer Zeit zurückgelegt hatten. Man schüttelte miß-

billigend die Köpfe ob der zwecklosen Lüge oder betrachtete Hans Mahr voll Mißtrauen als einen, dem übernatürliche Kräfte zu eigen waren. Der Alltag trat wieder in seine Rechte. Die Lagerfeuer flammten, und wie allabendlich saßen sie um die rote Glut und redeten von den fernen, großen Städten, von dem Leben in der Wildnis mit ihren Gefahren, Wundern und Märchen, und der Hoffnung, die sie alle hertrieb ...

*

„‚Agua fria' war einmal reich an schönen und großen Steinen, und alle, die hier arbeiteten, kehrten mit einer kostbaren Ausbeute an Diamanten zurück zu den Menschen der Städte. Damals waren es ihrer noch wenige, die den weiten, gefahrvollen Weg bis in diese Wildnis wagten, und viele Steine barg die Erde, schöne, glitzernde Steine ..."

Der große, hagere Mann mit den tiefliegenden Augen und der eingefallenen Brust, von dem in den Garimpos am Flusse erzählt wurde, daß er hier einer der Reichsten wäre, schaute um sich, in die Gesichter, die, von den unruhig zuckenden Flammen des Lagerfeuers beleuchtet, gelb und schemenhaft erschienen. Es waren alles Leute, die ohne Geldmittel hierher gekommen waren und nun für ihn arbeiteten, die er gekauft hatte, kraft seines Geldes. Ohne Einsatz läßt die Erde sich ihren kostbaren Schatz nicht entreißen. Das Leben in der Wildnis, wo alles Notwendige mit Mühe in wochenlangen, gefahrvollen Wanderungen bis hierher geschafft werden muß, ist teuer, dazu bedarf es ausgedehnter Vorarbeiten, bis an das Ausbeuten eines Garimpos geschritten werden kann. So ließen sie sich denn, um ihre Hoffnung auf selbständiges Arbeiten betrogen, von Eliseu anwerben, der viele Garimpos sein Eigen nannte, Taucheranzüge und Werkzeuge, Felder

mit Mandioca und andere Vorräte. Auch war er kein harter Herr, wie so mancher hier im Lande der glitzernden Steine, der die armen Teufel ausbeutete bis aufs letzte. Und so taten die Leute ihr Bestes, achteten ihn und waren zufrieden.

Oft saß er des Abends nach getaner Arbeit zwischen ihnen, hörte ihren Erzählungen zu und sann den Schicksalen nach, die sich vor ihm entrollten.

Die Abende, die man am Lagerfeuer verbringt, sind lang. Um achtzehn Uhr verläßt die Sonne die Gegend, und Dunkelheit senkt sich rasch auf das in der Kühle befreit atmende Land. Die von der schweren Arbeit und der Hitze des Tages Entspannten lauschen hinein in die Nacht mit ihren vielfachen Stimmen und ihrem geheimnisvollen Leben, und Bild um Bild, das sie erlebten, erschauten und erträumten, ringt sich los aus ihrer Seele und nimmt Gestalt an. So reiht sich eine Erzählung an die andere in bunter Folge, während die Flammen des Lagerfeuers hüpfen und tanzen und leise singen und rings der Urwald mit seinen Geheimnissen im Finsteren lebt.

Nur selten sprach Eliseu selbst. Aber heute schien es auch ihn erfaßt zu haben. Die im Fieber glänzenden Augen auf die rote Glut des Feuers geheftet, redete er, und die Worte hallten eintönig in das allgemeine Schweigen: „... Überall den Fluß entlang fand man einmal die schönsten Steine. Die Mär hiervon drang bis weit ins Land. Da litt es auch mich nicht länger in der großen Stadt, in den ärmlichen, engen Verhältnissen. Ich verließ meine alte Mutter und wanderte... Wochenlang schritt ich in der Spur des Karrens, der, von einem Dutzend Ochsen gezogen, sich den Weg durch die Wildnis bahnte, um denen am Flusse den nötigen Proviant zu bringen. Langsam trotteten die Tiere unter der Glut der Sonne dahin, in Sand und Geröll, im Wald und über den

Kamp. Lange Rasten wurden gemacht, währenddessen ich geduldig wartete. Wild lieferte mir die Nahrung, und wenn wir an ein Wasser kamen, trank ich in langen, durstigen Zügen. Ihr kennt ja den Weg durch die Wildnis. Es gibt viele Wege, aber sie ähneln alle einander. Nur waren damals die Spuren der Tiere zahlreicher und spärlicher die der Menschen.

Mit fünf Milreis in der Tasche langte ich endlich in der ersten Garimposiedlung an."

Er hustete und, mit dem Handrücken der Rechten das Blut vom Munde wischend, griff er sich an die schweratmende Brust.

„Es steht nicht gut mit mir. Die Gesundheit raubten mir die glitzernden Steine in dieser unbarmherzigen, tropischen Wildnis ..."

Ein großer Nachtfalter flog, leicht schaukelnd, über die Köpfe der im Kreise Sitzenden. Dann nahm das Feuer ihn gefangen. Gieriger reckte es seine Arme, der Falter schlug verzweifelt um sich, aber es zwang ihn zu Boden. Angstvoll hüpfte er mit den versengten Resten seiner samtartigen Flügel auf der Erde, bis einer der Umsitzenden die Hand ausstreckte und das sich quälende Tier hinter sich ins Dunkel warf. Am tiefschwarzen Himmel blinkten die Sterne, die Bäume rauschten, und große Fledermäuse huschten, lautlos aus dem Dunkel auftauchend, um sogleich wieder darin zu verschwinden. Weit, irgendwo in der Nacht, vielleicht am jenseitigen Ufer des eilig dahinziehenden Flusses geisterte das Flämmchen eines Lagerfeuers, um das man auch Gestalten sitzen wußte, die auch in die Nacht sannen, die auch erzählten, auch träumten. Töne einer Ziehharmonika wehten leise und zerrissen herüber ...

„. . . Jahrelang habe ich mit der Erde gekämpft, mir kaum das Nötige gönnend, bis ich endlich daran denken konnte, selbständig als eigener Herr ein Garimpo auszubeuten. Ich hatte Glück. Jeder Tag brachte wertvolle Steine, gab neues Hoffen, neuen Lebensmut. Und ich suchte mir einen Kameraden und wanderte hierher. Es war ein weiter Weg vom Garimpo Velho bis an dieses Ufer, das noch in ganzer Unberührtheit seinen Schatz hütete. Nichts war hier, als undurchdringliche Wildnis und die heiße Nacktheit des trockenen Erdreichs, nirgends die Spur eines Ochsenkarrens oder sonstige Anzeichen, daß eines Menschen Fuß diese Gegend betrat. In vielen gefahrvollen Tagemärschen schafften wir den zum Leben nötigen Proviant und die Arbeitsgeräte hierher.

Unsere Mühe wurde reich belohnt, denn wir fanden herrliche Steine von wunderbarem Feuer und seltener Größe. Die Kunde von unserem Glück zog bald an den Ufern des Flusses entlang, wurde von Garimpo zu Garimpo getragen. Ihr wißt ja, in der Wildnis scheinen die Neuigkeiten mit dem Winde zu fliegen . . ."

Er schwieg wieder, und niemand unterbrach dieses Schweigen. Jeder schien dem Gehörten nachzusinnen. Der Schrei eines todeswunden Tieres gellte auf und verklang . . . Stärker rauschten die Bäume . . .

„Immer mehr häufte sich unser Reichtum, immer öfter kamen die reisenden Diamantaufkäufer zu uns, und wir zählten die Tage, bis wir diese ungastliche Wildnis würden verlassen können. Schon Jahre verbrachten wir in ihr, und jeder Tag erinnerte uns immer schmerzlicher an die Städte, die unserer Jugend gehört hatten, die damals unsere Ideale nahmen und uns nichts zu bieten vermochten, weil wir arm waren . . .

Die Wildnis mit ihren Gefahren, mit ihrer eintönigen Gleichmäßigkeit und ihrem langsamen Tempo nimmt alle auf, ob reich, ob arm, die Starken wie die Schwachen. Sobald du dich ihr anvertraust, füttert und behütet sie dich, und nur, wenn du ihre Gesetze überschreitest, tötet sie unbarmherzig. Aber nicht die Tiere sind die größten Gefahren der Wildnis, nein, die Menschen der Zivilisation sind es. Die Stadt speit in die Wildnis auch solche, die nichts tun wollen, die sich zu Banden zusammenschließen und durchs wilde Land in wilden Horden ziehen, alles raubend, was ihnen in den Weg kommt, Feiglinge des Lebens.

Unsere Hütte war damals die einzige hier im weiten Umkreis. Der Urwald rauschte um sie, und vor ihr, hinter dem tiefen Abhang, wälzte der Rio das Garças seine Fluten. Da steht sie: die Hütte ..."

Er wies in das Dunkel, wo einige vermoderte, von Pflanzen überwucherte Pfähle davon Zeugnis ablegten, daß dort einst menschliches Leben am Werke gewesen war. Jetzt wagte es niemand, in dieses Gewirr von üppigem Wachstum aller Art einzudringen, aus Furcht vor den vielen Schlangen, die in dem morschen Holz Unterschlupf gefunden hatten.

„Es war wie immer ein arbeitsreicher Tag. Wir hatten einen herrlichen Stein von seltener Reinheit gefunden und waren gehobener Stimmung, trotzdem aber beherrschte mich eine Unruhe, die ich nicht erklären konnte.

Ein kleines Häuflein Sand war noch zum Waschen übrig, als der Hufschlag herannahender Reiter uns in der Arbeit innehalten ließ. Wir stiegen aus dem Wasser und schnallten die Waffengurte um, aber es herrschte alsbald wieder Stille. So beruhigten wir uns. Wir ahnten ja nicht, daß im Gehölz einige Reiter gehalten hatten und auf die Hütte zukrochen, bis

ich, von der Arbeit aufblickend, plötzlich einen Busch sich bewegen sah.

Ein leiser Zuruf verständigte meinen Kameraden. Zu zweien starrten wir in das undurchdringliche Blättergewirr vor uns. Regte sich da nicht wieder etwas im Holz...? Wir lauschten angestrengt. Und nun ein Knacken der Zweige, ein Brechen und Splittern! Aus dem Dickicht wuchsen Gestalten! In der Hand große Trommelrevolver, schoben sie sich vorwärts, uns entgegen. Ihr wildes Äußere und das Drohende ihrer Gebärde ließ uns keinen Zweifel darüber, daß wir es mit einer jener gefürchteten Banden zu tun hatten, die die Gegend unsicher machten.

Wir waren umzingelt, abgeschnitten von aller Welt, uns selbst und unserer Stärke oder Schwäche überlassen, hinter uns der leise rauschende Fluß, vor uns die Mauer der Räuber, die unaufhaltsam näherrückte. Schon lagen wir am Boden, Deckung suchend, und die ersten Kugeln flogen pfeifend über unsere Köpfe hinweg, Sand spritzte auf. Ein Ladestreifen nach dem anderen wurde ausgewechselt, die Schüsse dröhnten, Kugeln heulten, und die Reihe der auf uns zustrebenden Banditen war stark gelichtet. Sie hatten ihre Revolver leergeschossen und stürmten jetzt zum letzten Kampf heran, das Messer in den erhobenen Fäusten.

Wir sprangen auf. Ich konnte gerade noch meine Pistole neu laden — da waren sie über uns. Ich fühlte einen heißen Schmerz in der linken Brusthälfte, etwas Warmes schoß gurgelnd in den Hals, und der Mund füllte sich mit Blut. Mein Schuß krachte. Ich sah den Mann vor mir hintenüberstürzen, dann sah und spürte ich nichts mehr, alles vor den Augen wogte in rotem Nebel, ich stach und schoß durcheinander, bis ich mich plötzlich, aus dem Taumel erwachend, allein

wiederfand. Einige Gestalten verschwanden eilig im Gebüsch. Um mich lagen Sterbende und Tote. Wo war mein Kamerad...?

Ich betastete meinen Körper, von dem das Blut in Strömen rann. Fünf tiefe Messerstiche hatte mir dieser Kampf eingetragen. Jede Bewegung schuf Schmerzen, jeder Schritt wurde zur Qual. Himmel und Erde schwankten vor meinen Blicken.

Das Bild, das sich mir bot, war grauenvoll.

Gierig trank die trockene Erde das rote Naß, in dem die Körper in den Todeszuckungen eines letzten Kampfes lagen; gebrochene Augen stierten, und das geronnene Blut auf den verzerrten Lippen ließ die Qual der Sterbenden noch deutlicher erscheinen. Da links mühte sich ein großer Körper, versuchte sich zu erheben, um sofort wieder zurückzusinken; der Kopf schlug hart auf die verbrannte Erde, die Hände griffen krampfhaft um sich, krallten sich um Steine und Gras. Dunkle Wolken von Fliegen und Moskitos saugten sich gierig ins sterbende Fleisch. Dort starrte einer, dem die Kugel in den Leib gedrungen war, auf einen Punkt, ohne etwas zu verstehen, hier stöhnte ein anderer und — endlich, das war mein Kamerad, das Gesicht im Staube, die Arme im Fallen verkrümmt. Aber noch war Leben in ihm.

Mich selbst vor Schwäche kaum aufrechthaltend, gelang es mir, ihn nach fast übermenschlicher Anstrengung auf den Rücken zu betten. Sein geöffneter Mund war mit Sand gefüllt, und eine tiefe Ohnmacht hielt ihn, dessen rechte Lunge von einer Kugel durchbohrt war, umfangen. Ich wollte ihn in die Hütte tragen, aber ich war zu schwach dazu, so zog ich ihn wenigstens aus der glühenden Sonne in den Schatten eines Baumes.

Puls und Herzschlag waren kaum zu spüren. Er lebte noch

einige Stunden und starb, ohne das Bewußtsein wiedererlangt zu haben, als die Sonne sich zum Untergang neigte. —

Das Wimmern der todwunden Banditen, das den sinkenden Tag schaurig durchhallt hatte, verstummte allmählich. Mir war es sehr schlecht, und jeder Atemzug bereitete Pein. In der Ferne, an den Stromschnellen, rauschte der Fluß, im Dickicht heulte ein Jaguar, und große Fledermäuse huschten lautlos, wie auch heute, über die Walstatt des Kampfes. Dann wurde es still und dunkel um mich.

Wie lange ich so in der Bewußtlosigkeit lag...?

Glühender Schmerz, der meinen Körper durchfuhr, bannte mich beim Erwachen in jähes Erstarren. Vorsichtig um mich tastend, berührte meine Hand das kalte Gesicht eines Toten. Die Stunden krochen, eine nach der anderen, grausam in ihrer Langsamkeit, unbarmherzig in ihrer Länge. Im nächtlichen Schweigen, in dem doch hundertfaches Leben lebte, atmete die Wildnis, und schwer und müde klagte in den Bäumen der Wind. Ich lag und wartete auf den Tag und wußte nicht, ob nicht vielleicht der Tod eher kommen wird...

Dann ging der Mond auf und wandelte das Schwarz ringsum in Grau. Schatten huschten.

Ich durfte mich nicht bewegen. Jeder Atemzug verursachte mir Schmerzen, und aus der verletzten Lunge quoll das Blut. Durst und Übelkeit peinigten mich. Und wieder fiel ich in einen Zustand, darin alles versank...

Als ich früh am Morgen erwachte, war der Mund mit Blut verklebt, Gesicht und Hände waren geschwollen, und ein unbeschreiblicher Durst quälte mich. Auf allen Vieren gelang es mir, mich an den Fluß zu schleppen.

Nachdem ich getrunken hatte, kam ich wieder so weit zu Kräften, um mich erheben zu können. Ich wollte den toten

Kameraden nicht den Tieren des Waldes zum Fraß überlassen. Ein Grab zu graben, war ich zu schwach. So schleifte ich den schweren Körper zu einer Diamantgrube, ließ ihn aufklatschend in das einige Meter tiefe Loch fallen und schaufelte Sand und Kiesel darüber.

Dann sattelte ich mein Pferd.

Regte sich da nicht eine der ‚Leichen'? Eine wachsbleiche Hand hob sich mir zitternd entgegen, und eine röchelnde Stimme flehte um Wasser. Ich aber war grausam. Mit Anstrengung in den Sattel kletternd, trieb ich das Pferd im Schritt von der Stätte des Grauens hinweg in die Richtung, wo ich glaubte, am ehesten Menschen zu treffen.

Stunde um Stunde saß ich zusammengesunken im Sattel, jede etwas heftigere Bewegung des Pferdes verursachte mir brennende Schmerzen, und noch immer war nichts um mich, als die Unberührtheit der Wildnis, nirgends eine Spur, die mich hätte auf baldige Erlösung hoffen lassen. Die Kräfte ließen immer mehr nach, vor den Augen wurde es schwarz, und ich glitt zur Erde.

Sie war heiß und mit einer dicken Staubschicht bedeckt. Gleichgültigkeit überfiel mich, alle Wünsche verschwanden, selbst derjenige zum Leben ... Ja, ich wollte, daß das Ende schneller käme. Matt tastete meine Hand nach dem Revolver ...

Die Hitze war unerträglich. Mit lautem Summen umtanzten mich Schwärme von Fliegen. Hoch am blauen Himmel sah ich einen Aasgeier seine Kreise ziehen. Ein zweiter gesellte sich zu ihm. Ich wußte, die unheimlichen, schwarzen Gestalten warteten auf meinen Tod.

Immer matter wurde ich und matter. Der Kopf brannte wie im Feuer, er lag auch so tief ... An der Seite drückte mich

etwas Hartes. Ich konnte mich jedoch nicht mehr bewegen. Mit den Händen scharrte ich den Staub zusammen und versuchte, mir wenigstens für den Kopf ein weicheres Lager zu bereiten. Dann, die letzten Kräfte aufbietend, schaute ich noch einmal in die Runde: nichts als nackte Unendlichkeit, über die in gleißender Fülle die Sonnenstrahlen fluteten. Und ein tiefes Leid, für immer von dem Licht dieser Welt scheiden zu müssen, durchfuhr mich.

Die Helle um mich erlosch. Es wurde dunkel. ‚Das ist der Tod', dachte ich und war wieder ein Kind, das auf dem Schoße der Mutter saß und die Blätter eines großen Buches umwandte, mit Bildern von fremden Menschen und Tieren und seltsamen Blumen ... Und es war alles gut, wie es war ..

Der Tod aber wollte mich auch dieses Mal nicht mit sich nehmen.

Als die Ohnmacht wich, stand die Sonne am Zenit. Das Pferd, das in der Nähe graste, kam zu mir, als fühlte es, daß sein Herr wieder in die Welt der Lebenden zurückgekehrt war. Es beschnupperte mich und ging beruhigt von neuem daran, das spärliche, verbrannte Gras zu raufen.

Die ganze Nacht blieb ich hier, in halber Erstarrung, ohne ein Feuer anzuzünden, ohne einen klaren Gedanken, um erst am nächsten Morgen meinen Ritt fortzusetzen, wo ich alsbald die Autostraße erreichte, jene kaum merkliche Spur, die die ersten Wagen, die sich in diese Wildnis wagten, zurückgelassen hatten.

Ich verbrachte noch zwei Tage allein, in der Hitze der unbarmherzigen Sonne, ohne Wasser, in die Nacht und in den Tag lauschend, ob nicht das Rattern eines nahenden Wagens zu hören wäre. Aber nur die Fliegen summten, und in der

Nacht umheulte der Jaguar mein Lager, auf dem ich fiebernd auf das Leben der nächtlichen Wildnis lauschte und wartete...

Es war heiß. Die Sonne stand hoch am Himmel, die scharfen Konturen verschwanden, alles schwankte um mich... In meinen Fieberträumen lag ich in einem kühlen Zimmer, im sauberen Bett, und vor meinen Blicken wogte das Meer und rauschte. Wasser, eine blauschimmernde, unendliche, weite Fläche..., als plötzlich ein leises Summen und Rattern die Luft zerschnitt und mich in die Wirklichkeit zurückrief. War es auch ein Fieberwahn? Nein, es wurde lauter und lauter...

Als der Wagen hielt und die zwei Insassen zu mir geeilt kamen, konnte mein Herz das Glück der Lebenshoffnung kaum fassen.

Das Auto, das Proviant zu den Diamantsuchern am Flusse brachte, war vollbeladen, nur langsam würde die Fahrt vonstatten gehen. Ich aber konnte nicht warten, mußte sogleich in sachgemäße Pflege, wollte ich nicht den Wunden, die zu eitern begonnen hatten und einen üblen Geruch verbreiteten, erliegen. So kamen wir überein, daß ich die ganze Ladung zu bezahlen hätte, dazu das Benzin, das ebenfalls in großen Kisten auf dem Wagen untergebracht war. Stein um Stein meines letzten Besitztums, das von den Räubern verschont worden war, weil ich es zur Zeit des Überfalls bei mir getragen hatte, zählte ich hin. Sie schichteten die Waren unter einen Baum, mit Zelttuch bedeckend, und der Wagen ratterte den Weg zurück, den er gekommen war — zu den Menschen..

Ich durfte weiterleben. Meine Lunge aber ist nie ganz verheilt und meine Kraft gebrochen. Und doch litt es mich nicht lange in der Stadt. Wer einmal das süße Gift der Wildnis gekostet hat, kann von ihm nimmer lassen. So kam ich wieder hierher.

Seht die Hütten ringsum! Seht die Felder mit Mandioca, und Garimpo liegen an Garimpo. Alles schenkte sie mir, hundertfach die Qual der Stunden vergeltend... So macht sie reich, die Wildnis, und arm zugleich, gibt und nimmt..."

Ein Hustenanfall ließ ihn verstummen.

Schweigend saßen die Garimpeiros. Sie liebten diesen schmächtigen, kranken Menschen, der gut war zu ihnen. Ihre von den Flammen des Feuers beleuchteten Gesichter erschienen gelb und schemenhaft. Undurchdringliche Finsternis war um sie, und sie wußten dort unten den Fluß wandern und seine kostbaren Steine behüten. Hinter ihnen lebte die Wildnis... Wie viele Geheimnisse mag es noch bergen, dieses gottverlassene Land...?

*

Hans Mahr und Ezéquiel streckten sich todmüde auf eine Rinderhaut, deckten sich mit einer fremden Decke zu und schliefen bis in den hellen Morgen. Dann wanderten sie stumm und müde den halben Tag, um nach ihrer Siedlung zurückzukehren und begannen wieder zu arbeiten, jeder an seiner Stelle.

Nie wieder aber machte Hans Mahr in dieser Wildnis, wo die Menschen wie in halber Ekstase leben, ähnliche Versuche.

*

III

DER MAGISCHE ABEND — DEM TODE NAHE — ZEHN MINUTEN WÜTETE DAS WASSER

Es hatte geregnet. Das Gras war naß, und von den Bäumen fielen große Tropfen. Eine heiße, stille Nachmittagsstunde.

Das Wäldchen, das sich längs dem Bache hinzog, war so mit Buschwerk und Gestrüpp durchwachsen, daß man sich mit dem Messer den Weg bahnen mußte. Wohl noch nie hatte eines Menschen Fuß es betreten.

Nur schrittweise kamen die beiden voran, ins Dickicht nach Jagdbeute spähend, als ein seltsames Geräusch, ein bösartiges, trockenes Klappern, ihre Aufmerksamkeit fesselte. Irgendwo in der Nähe mußte eine Klapperschlange sein. Es war ein häßliches Gefühl, sie nicht zu sehen, nicht zu wissen, an welchem Ort sich die Gefahr befindet. Bald schien es ihnen, als töne es von links, dann wieder von rechts. Wie unzulänglich ist doch das menschliche Gehör!

Langsam, vorsichtig schritten sie vorwärts.

„Zurück!"

Kaum daß sein Begleiter es rief, da sah Hans Mahr sie auch schon. Grau, wie die sie umgebende Erde, die Äste und die graugelben, verfaulten Blätter, in einem halben Meter Entfernung, erhob sie den kleinen Kopf mit den nadelöhrgroßen Nasenlöchern und den kalten, selbstbewußten Augen. Zischend fuhr die eigentümliche, gespaltene Zunge aus dem Maul. Ihr mit Schuppen bedeckter Körper bäumte sich drohend, und mit den Ringen am Schwanzende erzeugte sie jenes sonderbare, klappernde Geräusch. Es war, als ob sie vom Tode redete...

Die Schüsse der beiden krachten fast gleichzeitig. Das Tier sank in sich zusammen.



ZWEI BADENDE MÄDCHENGESTALTEN SCHMÜCKTEN DEN FLUSS



Vorsichtig sich ihm nähernd, durchstachen sie ihm mit dem Dolchmesser den flachen Kopf. Er glich jetzt einer formlosen, blutigen Masse. Die wilden Zuckungen wurden immer ruhiger und ruhiger, einen Augenblick lang strafften sich sämtliche Muskeln, wurden hart wie ein Brett, um sich sofort wieder zu entspannen. Die Schlange war nun weich wie ein Lappen. Sie wandten sie auf den Rücken. Der weiße Bauch wollte so gar nicht in die herbstlich graue Umgebung passen.

Da es bereits spät geworden war, mußten sie die Jagd für heute aufgeben und zur Hütte zurückkehren. Bald wird die Sonne untergehen, es hieß sich beeilen, wollte man nicht hier in der unwirtlichen Wildnis von der Dunkelheit überrascht werden. Die Schlange hing schlaff auf dem Messer, nur gelegentliche, schwache Schauer zeigten, daß das Leben noch nicht ganz erloschen war.

Millionen Wassertropfen glänzten im nassen Gras. Wie Diamanten funkelten sie in den Strahlen der sinkenden Sonne, die immer größer wurde und röter, je mehr sie sich ihrem Ende zuneigte. Der Weg zu ihr über den unendlichen Kamp mit seinen verkrüppelten Bäumchen erglänzte in allen Farben des Regenbogens in einer einzigen, leuchtenden Farbensymphonie. Und nun hatte sie den Horizont erreicht. Lange Schatten krochen über die Erde.

Nur ein kleines Stückchen des glänzenden Balles war noch übriggeblieben, eine leuchtende Krone, die immer kleiner wurde und blasser, bis auch sie verschwand...

Und in demselben Augenblick, wie durch Zauberhand zu neuem Leben erweckt, in einer letzten Willensanspannung, streckte sich der tote Körper der Schlange, die Muskeln strafften sich, sie bewegte sich, lebte... Grausig starrte der Kopf, nur ein blutiger Klumpen, am sich windenden, grau-

schimmernden Leib. Ein wildes Aufflackern des Lebenswillens, ein letztes Sichaufbäumen gegen das Dunkel, ein allerletzter Gruß an dieses Dasein, an dessen Leid und Freude alles Lebende hängt mit jeder Faser des Seins...

Die Sonne war untergegangen. Die Schlange bewegte sich nicht mehr. Leblos hing sie, tauchte nun für immer unter in die mondlose Nacht, um nie wieder zu dem Licht zurückzukehren.

Die zwei Menschen aber standen, wortlos, stumm, vor diesem geheimnisvollen Abschied, und das Ahnen von den tiefen Zusammenhängen der Natur zog erschauernd durch ihre Seelen...

*

Die Langweile der dunklen Abende, an denen es kein Licht gab, an denen die Unterhaltung stockte und Körper und Geist von der Arbeit und Hitze müde und stumpf waren, trieb Hans Mahr eines Tages dazu, die Veranstaltung eines „magischen Abends" zu verkünden.

Allgemeine Belebung, Flüstern. Sie sammelten sich aus den drei Hütten, die in der Nähe lagen, in der seinigen und vor ihr, weil sie nur drei Wände hatte; die vierte bestand aus einem großen Loch, in das es gelegentlich regnete.

Es kamen ungefähr 25 Mann. Alle barfuß. Leise flüsternd, bewegten sie sich geräuschlos, und in einer Ecke kauerte Tommy, der Europäer, in seine Gedanken versunken. Welcher Nation gehörte er an? Er sprach nie darüber, und niemand wußte es. Dunkles, teilweise ergrautes, ungepflegtes Haar und das von Kummer und Entbehrungen durchfurchte Gesicht ließen sein Alter nicht erkennen.

Nun waren alle versammelt. Geschmolzener Rindertalg, in den man einen Docht gesteckt hatte, sowie ein Scheiterhaufen,

dessen hell loderndes Feuer phantastische Schatten an die Wände malte, bildeten die Beleuchtung. Durch das Loch in der Wand schaute die Nacht, und die schwarzen und braunen Gesichter, über die der zuckende Widerschein der durch den Wind bewegten Flammen huschte, sahen voll Erwartung auf Hans Mahr. Eine Holzkiste mit der Aufschrift „Gasolina" diente ihm als Tisch.

Eines nach dem anderen ließ er eine Reihe kleiner Taschenspielerkunststücke sich vor den weit aufgerissenen, staunenden Augen dieser Menschen am Rande der Welt folgen, die abgeschnitten von jeglicher Zivilisation, gläubig und kritiklos um ihn herumstanden, wie Kinder, denen erzählt wird, daß es irgendwo Krokodile gibt, wilde Tiere, die Menschen fressen, und Völker, deren Farbe nicht weiß ist... Nur immer mehr und mehr wollten sie sehen. Nach einer Erklärung der Vorgänge fragten sie nicht. Sie schauten nur, lachten und jauchzten, wenn er das kleine Papierkügelchen, das seiner Hand entschwunden war, in der Nase oder im Ohr eines Schwarzen wiederfand, der selbst, verlegen lächelnd, zwei Reihen weißer, infolge einer verwerflichen Sitte künstlich zugespitzter Zähne entblößte. Das Zusehen ist interessanter als das Zeigen. Wunsch und Eitelkeit sind bei diesen Menschen auf ganz andere Dinge gerichtet als auf den Ehrgeiz, diese unbegreiflichen Vorgänge enträtseln zu können. Ihnen gilt nur der Besitz eines guten Pferdes, eines mit vielen Zieraten versehenen Sattelzeuges, großer Sporen, die auf dem nackten Fuße getragen werden, eines möglichst großen und glänzenden Revolvers, zu dem oft die Patronen fehlen...

Als das erste Auflachen dieser menschlichen Tierwelt dröhnte, die gutmütig ihr Interesse mit Dankbarkeit paarte, schrak der einsam in seiner Ecke Sitzende empor, ließ seine

Blicke über die Masse gleiten, die in respektvoller Entfernung mit offenem Munde um Hans Mahr herumstand, und ein Ausdruck des Ekels, gemischt mit Neid, flog über sein Gesicht und gab Bitterkeit Platz.

Es war spät in der Nacht, als sie gingen, in kleinen Gruppen, in der Dunkelheit verschwindend. Hell schimmerte aus der Unendlichkeit das Kreuz des Südens, Miriaden von Gestirnen zogen ihre unverrückbare Bahn. Hans Mahrs Gedanken suchten die Heimat in der Ferne... Da hörte er leise Schritte. Ganz nahe hinter ihm blieb jemand stehen. Es war Tommy, der Europäer.

„Sollten Sie nach Europa zurückkehren, stecken Sie diesen Brief in den ersten besten Postkasten, den Sie drüben sehen."

In der Dunkelheit ahnte Hans Mahr mehr, als daß er es sah, wie er ihm ein Schreiben reichte.

„Es will, wie ich gehört habe, in den nächsten Tagen jemand nach Rio de Janeiro reisen. Geben Sie es ihm doch mit. Ich weiß ja noch gar nicht, wann ich zurückkehre."

„Und wenn es auch erst nach Jahren ist, so habe ich doch die Gewißheit, daß der Brief sein Ziel erreicht. Er birgt die Lösung eines Geheimnisses."

Da steckte ihn Hans Mahr wortlos zu sich.

Die Luft war schwer. Am Horizont stieg eine schwarze Wolkenwand empor, die Sterne verdeckend. „Es wird gewittern", sagten die Garimpeiros und wickelten sich fester in ihre Decken.

Sie lagen zu dreien in einer Hütte. Schwer lastete das Dunkel über ihnen, als Hans Mahr plötzlich auf seinem Gesicht einen Hauch verspürte. Rasch sich aufrichtend, konnte er jedoch nichts erkennen. „Sie schlafen nicht?" flüsterte Tommy in gebrochenem Deutsch. Es war das erste Mal, daß

er sich nicht der Landessprache bediente. „Ach, entschuldigen Sie, bitte, Sie werden lachen ..., ich fürchte mich aber so sehr ..., nicht vor dem herannahenden Gewitter, nein, etwas Unbegreifliches steht in meiner Nähe und befiehlt mir etwas Häßliches ... Was, weiß ich nicht ... Ich versuchte zu schlafen, es gelang aber nicht."

„Ich habe ein Schlafpulver, nehmen Sie es." Ein wenig ärgerlich warf sich Hans Mahr herum. Er war müde und wollte seine Ruhe. Was konnte er auch für den Mann tun, dessen Nerven anscheinend überreizt waren?

„Ach, nein, nein, lassen Sie. Es wird schon besser werden." Er hörte ihn zu seinem Lager zurückkehren.

Die Luft in der Hütte war unerträglich, sie lastete schwer wie Blei, voll heißer, drückender Wünsche, für die es keine Erfüllung gab.

Hans Mahr konnte den Schlaf nicht wieder finden. Er erhob sich und trat ins Freie.

Die herannahenden Wolken zogen langsam, sehr langsam, aber unaufhaltsam; sie hatten schon den halben Himmel bedeckt. Es waren solche schwere, häßliche Wolken, die in der Windstille drückend über der Erde lasteten, ohne Regen zu geben. In einer Hütte hörte man die Schweine und Hühner. Irgendwo schritt ein Pferd. Das Lagerfeuer war erloschen ...

In der gespannten Stille der Nacht kehrte Hans Mahr in die Hütte zurück. Sein Körper brannte von den Tausenden von Moskitostichen des Tages, dieser entsetzlichen Plage Matto Grossos. Der dritte Schläfer, ein Brasilianer, atmete tief, wälzte sich unruhig hin und her und stöhnte im Schlaf. Der Hund draußen war unruhig, die durch die Fliegen verursachten vielen Wunden und Geschwüre quälten ihn. „Armes, altes, kluges Tier, das für die kleinste Liebkosung einem voll

Dankbarkeit in die Augen schaut..." Die Gedanken wurden undeutlich, verschwammen... Der Schlaf nahm Hans Mahr wieder in seine Gewalt.

Wie lange er geschlafen hatte, wußte er nicht, als ein Schuß ihn erschreckt emporfahren ließ. Schreiend flogen in der Dunkelheit ein paar Vögel auf.

„Die dummen Bengels", sagte der Brasilianer, „müssen auch in der Nacht noch schießen", drehte sich auf die andere Seite und schlief weiter.

Die Atmosphäre schien noch mehr zu drücken. Hans Mahr sah die schwarzen und braunen Gesichter der Neger und Mischlinge und hörte ihr: „Màgica! Mais Mâgica!"[1]

Es hatte angefangen zu regnen, ein feiner Regen, als ob die Wolken geizig wären mit dem Wasser, aber es wurde leichter und heller. Er lauschte: nur das Atmen des Brasilianers, sonst nichts. Der andere schien nicht zu atmen. Unheimliche Stille lastete im Raum. Ein Gedanke schoß ihm durch den Kopf, ihm wurde bange um den Menschen. Er ahnte etwas Gräßliches, lauschte angestrengt und hörte doch nur das Atmen des Brasilianers und das eintönige Rauschen des Regens...

Als der Morgen kam, ein sonniger Morgen, wurde seine Vermutung zur Gewißheit. Auf der harten Pritsche lag Tommy, der Europäer, eine Kugel im Kopf. Das Gesicht trug den Ausdruck eines undefinierbaren Schreckens.

Unwillkürlich legte Hans Mahr die Hand an die Tasche, in der er den Brief wußte. Es war wie ein stummes Gelöbnis...

Tage vergingen.

---

[1] Zauberei! Mehr Zauberei

Es war beschlossen worden, umzusiedeln. Das Boot, das aus einem dicken, ausgehöhlten Baumstamm hergestellt war, nahm den Proviant, die nötigen Arbeitsgeräte und die Tauchervorrichtung auf.

Kurz nach Sonnenaufgang war alles bereit zur Abfahrt. Die überflüssigen Sachen blieben einfach zurück, denn ein Diebstahl ist hier nicht zu befürchten; jeder weiß, daß die ungeschriebenen Gesetze der Wildnis das noch so kleinste Vergehen mit dem Tode ahnden.

Zwei Mann trieben das Boot mit langen Bambusstäben vorwärts, zwei andere ruderten. Die Fahrt ging stromaufwärts. Die Ufer des breiten Flusses boten dem Auge genügend Abwechslung. Steile Abhänge, nackte Felsen wechselten mit niedrigem Gestrüpp oder Landstrecken dürrer, sandiger Erde. Dort sah man eine verlassene Hütte, zerfallen, vom Urwald schon halb erstickt, oder ganze Berge gelben Sandes erzählten davon, daß hier schon Menschen dem Strome seine Schätze zu entreißen bemüht waren. Wo waren sie hin, die hier arbeiteten, hofften, entbehrten und darbten...? Waren sie glücklich heimgekehrt, oder hatte ihr unruhiger Geist Frieden gefunden in den Tiefen, über die das Boot jetzt glitt...?

Das Wasser war nach dem Regen schwarz und reißend. Große Baumstämme eilten vorüber und schlugen an das Fahrzeug, verflochtene Äste schwammen stromabwärts. Nur mit Mühe brachten sie das Boot mittels der fünf bis sechs Meter langen Stäbe, die den Boden oft nicht erreichten, gegen die Strömung. Das dunkle Wasser beherbergte viele unbekannte Tiere. Sie ahnten Untiefen und Gefahren, aber der Diamant, der im Kiesel des Flußbettes ruhte, lockte...

Plötzlich segelte ein großer Baumstamm auf sie zu. Un-

aufhaltsam trieb sie das wirbelnde Wasser ihm entgegen. Mit Anspannung aller Kräfte stemmten die Schwarzen die Stäbe gegen den Boden. Erwartung peitschte alle Nerven...

Ein Stoß, ein Krachen, und schon waren sie im Wasser. Das Boot, mit dem Kiel nach oben, ähnelte selbst einem Baumstamm.

Keiner jedoch fürchtete den Tod. Man vertraute seinen Kräften, und bald fanden sich alle auf dem Ufer wieder und schauten zu, wie ihr Hab und Gut den Strom abwärts, einer unbekannten Ferne entgegenschwamm. Alle schweren Gegenstände lagen auf dem Grunde des Flusses.

Stumm saßen sie, die Augen auf die in der Weite verschwindenden Sachen gerichtet. Schaufeln und Hacken, das gesamte Arbeitsgerät, Proviant und Kleidung waren verloren. Die ganze Munition... Hans Mahr hatte an seinem Gürtel nur noch sechzig Patronen. Und plötzlich erinnerte er sich...: der Brief Tommys, des Europäers! Die Tintenstiftschrift, mit der die Adresse geschrieben war, war ausgeflossen. Er öffnete den Umschlag: nasses Papier mit Tintenflecken und unleserlichem Text schaute ihm entgegen... Nur das mit großen Buchstaben geschriebene Wort „Paris" war zu entziffern, sonst nichts.

„...Ich gebe es Ihnen, dann weiß ich, daß das Schreiben sein Ziel erreicht...", hörte er die Stimme des Toten und starrte auf den Brief, den man nicht lesen konnte, der die Lösung eines Geheimnisses in sich barg, die für den Sterbenden von so großer Wichtigkeit gewesen war. Vier mit Tintenflecken bedeckte Blätter: das war alles.

Er hatte das Papier dem Toten vor Wochen gegeben. Vor so langer Zeit war der Brief schon geschrieben? Vor so langer Zeit schon vertraute der Unglückliche diesen Blättern

an, was seine Seele bedrückte, so lange schon trug er sich mit dem einen Gedanken, bis er ihm in jener Nacht, als die dunklen, regenlosen Wolken langsam am schwarzen Himmel zogen und mit ihrer bleiernen Schwere alles zu ersticken drohten, keinen Widerstand mehr leisten konnte. Und heute war der Brief nur ein Fetzen Papier, beschmutzt, nichtssagend, nutzlos ...

Als Hans Mahr später einmal Gelegenheit hatte, eine Stadt zu passieren, gab er das Schreiben einem Chemiker. Aber auch dieser konnte an Hand der Kratzstellen des Stifts die Schrift nicht wiederherstellen. Und so ging der Brief mit dem Geheimnis des Europäers, den sie Tommy nannten, verloren ...

*

Der Garimpeiro darf sich durch solche Zwischenfälle, wie der Verlust von Arbeitsgerät und Proviant, nicht entmutigen lassen. Hat er genügend Barmittel, macht er sich sogleich an die Beschaffung einer neuen Ausrüstung, im widrigen Fall muß er bei einem anderen Arbeit nehmen, bis er das nötige Kapital erspart hat.

So war denn auch bald wieder ein zweites Boot bereit, und abermals ging es den Rio das Garças hinauf. Das Wasser war inzwischen gefallen und ein Kentern nicht mehr zu befürchten. An gefährlichen Stromschnellen wurde ausgestiegen und das Boot hinübergeschleppt. Die spitzen Steine, die den Boden bedeckten, bohrten sich in die Fußsohlen, und es war schwer, sich gegen das rasch fließende Wasser zu behaupten. Nur schrittweise ging es vorwärts. Man brauchte sich nicht zu freuen, wenn die Stelle überwunden war, wußte man nur zu gut, daß ihrer noch viele ähnliche folgten.

Endlich erreichten sie einen Ort, der nach der Untersuchung mit dem Stab zeigte, daß dort auf dem Grunde Kieselsteine lagen. Auf dem Ufer wurde ein Platz von Gestrüpp befreit und die Pumpe aufgestellt.

Einer der Schwarzen stieg im Taucheranzug in die unbekannte Tiefe hinab. Bald wanderte Eimer um Eimer in das Boot, und aller Hoffnung auf reiche Diamantenernte stieg.

Als es dunkel wurde, dienten ihnen ein paar Rinderhäute als Nachtlager. Da keine Palmen in der Nähe zu finden waren, mußten sie unter freiem Himmel bleiben, trotz des Regens, der mittlerweile eingesetzt hatte. Sie schliefen jedoch nach den Strapazen und der Arbeit des Tages schwer und traumlos.

Am Morgen, kaum daß die Sonne sich zeigte, gab es eine Tasse starken Kaffee, und die Arbeit begann von neuem. Dieses Mal wurde der Taucheranzug Hans Mahr angelegt. Ein Schwarzer bediente die Pumpe. Saugen und Pusten. Die Scheibe am Taucherhelm wurde zugeschraubt. Das Glas war von der Feuchtigkeit beschlagen, und mit Mühe konnte er den Weg sehen. Die Gewichte, die den Anzug beschwerten, lasteten auf Rücken und Brust. Vorsichtig tastend, schritt er auf den schlüpfrigen Steinen vorwärts, glitt jedoch aus und fiel. Brust und Ellenbogen schmerzten, und nur mit Anstrengung erhob er sich unter der drückenden Last von Helm und Gewichten. Aber er mußte ja vorwärts; die Arbeit drängte, und die anderen warteten. So schritt er weiter, im Herzen aber war ein eigentümliches Gefühl der Unruhe. Er konnte es sich nicht erklären, empfand nur undeutlich, daß etwas nicht stimmte. „Ach, egal! Hinunter!“ Steil und tief ging es abwärts.

Der Fluß machte hier eine Biegung. Solche Stellen sind meist tief, und dazu wies das Flußbett viele verflochtene Wurzeln auf. Nur langsam ging es vorwärts, die ganze Aufmerksamkeit auf den Weg gerichtet.

Kaum jedoch war er unten, als der Helm sich immer mehr mit Wasser zu füllen begann. Er hatte anfangs dessen nicht sonderlich acht, weil an dem alten Anzug alles undicht war und immer etwas Wasser eindrang, das durch die Luft wieder hinausgepreßt wurde. Aber was ihn jetzt beunruhigte, war das Atmen der Pumpe. Das reine, pustende Luftgeräusch war so ganz anders als sonst. Etwas, was er nicht wußte, ging vor sich. Soviel er sich auch mühte, den Kopf in dem Helm zu wenden, sah er nichts als die Metallwände. Es wurde immer weniger Luft, man hörte jedoch, daß die Pumpe rasch und ununterbrochen arbeitete.

Furchtbar ist es, wenn man der Gefahr nicht ins Auge schauen kann. Man weiß nicht, was man zur Rettung unternehmen muß. Wie ein kleines Kind, das, von Angst ergriffen, kopflos flüchtet, ohne den Grund seiner Furcht zu begreifen, ohne zu wissen, wohin, so wandte Hans Mahr sich jetzt in den Krallen einer unverständlichen Panik. Nur rasch kehrt gemacht und fort aus diesem finsteren Wasser, das ihn zu ersticken drohte, zurück zu Luft und Licht!

Das Atmen wurde ihm schon zur Qual, und er hastete, von wilder Furcht getrieben, dem Ufer zu. Wie gierige Schlangen umklammerten Schlingpflanzen ihm Arme und Beine; phantastische, ineinander verflochtene Wurzeln reckten sich gleich Wesen einer anderen Welt, schattengleich huschten fremdartige Fische vorüber, und der Druck des rasch fließenden Wassers verwirrte ihn. Immer hastiger, immer kopfloser stürzte er vorwärts, stolperte und fiel.

In diesem Augenblick schoß das Wasser in den Helm. Der Schlauch, die Luftverbindung, war gerissen!

Jetzt hieß es „ruhig Blut“ und handeln!

Der Helm war voll Wasser... „Die Augen offen... nicht atmen, nur nicht atmen...!“

Der mit Stricken fest an den Körper gebundene Schlauch hatte sich im Gestrüpp verfangen. Alles Ziehen und Reißen half nichts. Das Anhalten des Atems wurde immer unerträglicher.

Mit Gewalt zog er sich dem Ufer zu. Seine Kräfte versagten, und ihm wurde es dunkel vor den Augen...

Da schrie er, schrie verzweifelt, mit der ganzen Luft, die er noch in den Lungen hatte. Ein Schrei und doch kein Schrei, nur Quirlen des Wassers von den aus dem Munde entgleitenden Blasen, die zur Helmwand eilten und durch das, von dem abgebrochenen Luftrohr entstandene Loch verschwanden... Das Wasser drang in die Lungen ein. Er bewegte sich nicht mehr. Wohl forderte der Geist auf, mit dem Tode zu kämpfen, aber es war alles so gleichgültig, so ruhig und still... Er atmete, atmete das Wasser..., eine stille Trunkenheit..., die Gedanken wurden unklar . . ., alles verschwand . . . Dann... eigentümlich... sah er..., sah Vergangenes, das vor seinen Augen sich wie ein Film abrollte. Er sah seinen Kampf mit dem Wasser. Wie lächerlich war seine Angst! ...Er sah, als er fiel, brach das Röhrchen an dem Helm, das den Schlauch mit dem Anzug verband; anfangs nur ein schmaler Riß, brach es nachher ganz ab. Und er sah den Ritt nach den Diamantfeldern, sah alle Qualen, alle Entsagungen und Schwierigkeiten der langen Reise durch den Urwald... Es war, als ob er sich alles notierte, um zum Schluß eine Kritik üben zu können. So rollte das ganze Leben

zurück, immer zurück... Eine Zukunft gab es nicht. Aber etwas störte ihn, bewegte sich, riß ihn hin und her. Und er wollte doch nur Ruhe!... Dann verschwand auch dies...

Er öffnete die Augen: Übelkeit, ein Druck im Kopf, und starrte in drei Gesichter, die sich über ihn beugten, Sorge und Freude im Ausdruck. Er begriff nicht, weshalb sie sich um ihn sorgten, hatte er doch lange und gut geschlafen. Aber die Sonne stand ja hoch am Himmel! Es war nicht Morgen, es war schon Tag. Und den Taucheranzug gewahrend, wurde ihm alles klar.

Sie hatten es gleich gemerkt, daß da unten etwas nicht in Ordnung war, und geglaubt, er werde sofort herauskommen. Als dies nicht der Fall war, hatten sie sich ins Wasser gestürzt und ihn mit Mühe gerettet.

Noch am selben Tage wurde alles gepackt, und bald glitt das Boot den Weg zurück, den es gekommen war, den Rio das Garças stromabwärts...

Keiner von ihnen wollte mehr als Taucher arbeiten, und alle zerstreuten sich auf dem großen Diamantengebiet. Aber nicht lange, so werden wieder neue kommen und werden wieder tauchen...

*

Nach Tagen vergeblichen Umherreisens hatte sich Hans Mahr einer Gruppe Neuangekommener angeschlossen, die ihn, seiner schon gewonnenen Erfahrungen wegen, gern in ihre Gesellschaft aufnahmen.

Glühend heiß lastete die Sonne auf ihnen, die auf dem Boden eines gewaltigen Erdloches arbeiteten. Hundertundzwanzigtausend Kubikmeter Erde und Sand waren durch die Gewalt des Wassers abgeschwemmt worden, denn viel Zeit

ist schon seit dem Tage verstrichen, an dem sie auf der Suche nach einer diamantreichen Stelle hier vorbeiritten und etwas Unerklärliches sie bewog, zu rasten und das Glück zu versuchen. Sie gruben ein Loch von zwanzig Meter Tiefe und stießen auf Kieselsteine, die große Mengen Diamantbegleitsteine in einer noch nie gesehenen Größe enthielten, eine Voraussetzung, daß dort auch große Diamanten sein müßten. Dies hatte sie bewogen, hier zu bleiben und zu arbeiten. Das Umleiten eines Baches nahm die ersten Wochen in Anspruch. Das Wasser floß jetzt durch die Arbeitsstelle und schwemmte, besonders während des Regens, ungeheuere Massen Erde und Sand mit fort.

Monate rastloser Arbeit vergingen. Der Körper wurde müde und schwer, das Essen war unzureichend. Die Jagd brachte wenig ein, und alles, was sie von den reisenden Kaufleuten erwerben konnten, war teuer. Ihre kleinen Ersparnisse schwanden. Aber sie kämpften mit der Erde, die hart war und Aufgabe aller Gewohnheiten eines menschenwürdigen Daseins forderte und ihnen die Gesundheit nahm. Sie hatten die Härte dieser Arbeit unterschätzt, den Kampf gegen die Hitze, gegen die unendlichen Geschwader der Moskitos und die unverständlichen Krankheiten, vor allem gegen die Wunden, die plötzlich auftraten und nicht heilen wollten.

So öffneten sich bei einem von ihnen diese entsetzlichen Wunden, wurden immer schrecklicher und schrecklicher und bedeckten bald den ganzen Körper. Ärztliche Hilfe war nicht vorhanden. Den Kranken mit den schwindenden Mitteln zurückzutransportieren, hieße alle dem Hungertode preisgeben. Auch würde er die Reise wohl nicht mehr überstanden haben, diese Ritte, von Sonnenaufgang bis spät in die Nacht, mit nur kurzer Rast für die Tragtiere. Zu solchen Strapazen waren

sie alle nicht mehr fähig. Alle Arznei, die sie besaßen, wurde ausprobiert, aber vergebens. Er war nervös, jede Kleinigkeit brachte ihn auf; alles, was sie ohnehin bedrückte, was einer dem anderen verschwieg, verstand er so besonders gut in Worte zu kleiden, daß es zu häßlichen, sie quälenden Schatten wurde.

Die Tage schleppten sich, einer nach dem anderen, in erdrückender Langsamkeit. Man spürte den Tod in der Hütte. Mit Angst wartete jeder auf den Tag, an dem die Reihe an ihm war, die kleine Wirtschaft dieses gemeinsamen Haushaltes zu besorgen. Man arbeitete länger im Freien, mit übermüdeten, schmerzenden Muskeln, um so spät als möglich in die Hütte zurückzukehren, unter deren niedrigem Dach das Grauen lastete. Der Sterbende quälte sich und die anderen. Das Lager, auf dem er ruhte, war hart und schien ihm täglich härter zu werden, wenngleich sie ihm jeden Tag eine frische Schütte Gras unterlegten. Immer öfter sprach er von den warmen, geheizten Zimmern, von dem guten Essen und allen Bequemlichkeiten, die es in der Heimat gab. Nachts sprang er oft auf, rang mit unsichtbaren Geistern und schrie. Er sprach nicht mehr von dem Wunsche, gesund zu werden, nur leben wollte er, wenn auch mit den größten Schmerzen.

Sie reichten ihm stets einen besonderen Teller, von dem kein anderer aß, er durfte es aber nicht merken. Jeder hatte nur den einen Wunsch, den er sich selbst nicht einzugestehen wagte: „Wenn nur bald ein Ende käme..." Keiner sprach es aus, und doch fühlte es jeder und las es von den Augen der anderen.

Eines Tages war der Kranke tot.

An diesem Tage wurde nicht gearbeitet. Sie begruben ihn und setzten ein bescheidenes Kreuz auf das Grab. Es war

bald mit dem Grase verwachsen, so, als ob es immer hier gestanden hätte und hierher gehörte.

„Wer wird der nächste sein ...?" fragte jemand. Es waren unnütze Worte ...

In die Hütte zurückgekehrt, machten sie sich mit Feuereifer daran, sie wieder wohnlicher zu gestalten. Die Unordnung und nachlässig herumgeworfenen Sachen verschwanden. Alle wollten plötzlich etwas zur Gemütlichkeit beitragen, waren freundlich, hofften wieder. An den Toten dachte niemand mehr. Es war alles so gut und still und hell.

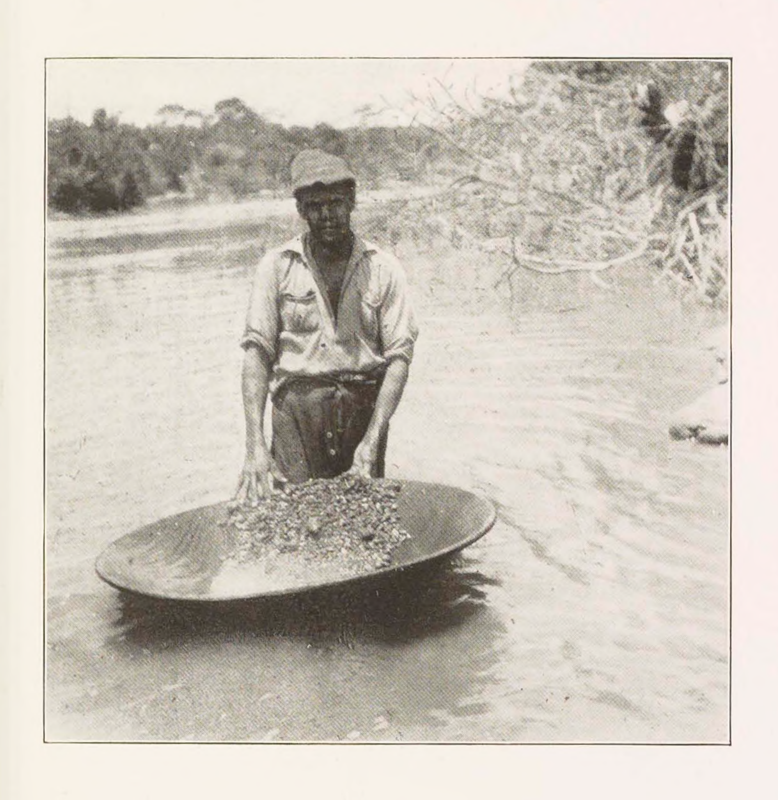
Jede noch so kleine Erleichterung in Verhältnissen, in denen man alles aufgibt und sich als Sträfling des Schicksals fühlt, wird als Erlösung empfunden. Winzige Kleinigkeiten können jauchzende Freude auslösen oder zu Tode betrüben.

Am nächsten Tage nahmen sie die Arbeit von neuem auf. Aber beim Anblick der Mine mußten sie wieder an den Toten denken. Wieviel hatte auch er sich hier mitgemüht. Auch er hatte Hoffnungen ...

Wochen verstrichen.

Von früh bis spät hackten sie den Lehm, die Erde, den Sand, die das Wasser fortschwemmte. Die Kleidung wurde nie trocken. Die Füße hatten Wunden, die bei jedem Schritt schmerzten. Von oben stürzte das Wasser in den Schacht, durchquerte ihn als schmaler Bach und floß durch einen Gang, den sie in den Sandstein gebrochen hatten, hinaus in die Ebene. An der Seite, wo kein diamanttragendes Geröll war, hatten sie eine Vertiefung gegraben, die mit Wasser gefüllt, als Bassin für das Waschen des Cascalhos zur Gewinnung der Diamanten diente.

In der Mitte dieses Garimpos wurde nun mit dem Graben des Kiesels begonnen. Schon der erste Tag gab einige kleine



DIAMANTWÄSCHER



Steine und mit jedem weiteren, wenn sie kurz vor Sonnenuntergang die Begleitsteine mit den Diamanten von dem übrigen Gestein sonderten, stieg ihre Hoffnung, weil der Sandstein, auf dem in grauer Vorzeit die Schicht Kiesel aufgelagert wurde, sich senkte und an einer Stelle einen sogenannten „Caldeirão"[1] ergeben mußte, in dem viele und große Diamanten zu erwarten waren.

So arbeiteten sie angestrengt, sich kaum Erholung gönnend, alle Gedanken, Wünsche und Hoffnungen nur auf das eine Ziel gerichtet.

Und dann kam der Tag...

Zwei von ihnen gruben den Kiesel und schleppten ihn in großen Blechkästen zur Stelle, wo er von den übrigen gewaschen wurde. Lieder füllten die Luft, es war leichter zu arbeiten; keiner war müde. Jeder wußte: morgen schon würden sich seine Hoffnungen erfüllen, morgen schon würden alle Entbehrungen, Strapazen und Entsagungen der letzten Wochen belohnt werden und der Caldeirão erschlossen sein. Das Häuflein Sand, das nach dem Waschen übrigblieb und nur die Begleitsteine mit den Diamanten enthielt, wuchs. Diesen schwer errungenen, kostbaren Rest des Kiesels schaufelten sie in einen Holzkasten.

So waren sie schon beim zweihundertsten Siebe angelangt, und die Sonne war noch ein gutes Stück vom Horizont entfernt, als der Himmel sich auf einmal verdunkelte. Ein paar große Tropfen fielen auf das Wasser, erzeugten kleine, wachsende Ringe, die verschwanden, um von neuem zu werden.

„Es wird regnen...", aber es regnete ja oft. So arbeiteten sie ruhig weiter.

---

[1] Kesselartige Vertiefung

Doch es kam anders.

Endlose Wassermassen stürzten plötzlich in das Garimpo ein. Der Sturm heulte. Es schien, als ob der Himmel alle Schleusen geöffnet hätte. Im Nu wurde der Bach zum reißenden Strom, dessen hochgehende Wogen gierig Sand und Steine mit in den Strudel rissen.

Sie rannten, den Wassermassen einen Weg zu bahnen, aber es war schon zu spät.

Die Fluten wirbelten in dem engen Raum, zerrten wütend an Sand und Erde, stiegen und stiegen... Alle liefen durcheinander und versuchten, die Arbeitsgeräte zu retten. Zwei Mann schleppten den schweren Kasten mit dem bereits gewaschenen Kiesel. Das Wasser aber stieg immer höher und höher... Jetzt reichte es ihnen schon bis an die Brust. Die Mühe der zwei war vergeblich.

Donnerndes Krachen der einstürzenden Erde und Brüllen der Fluten!

In wilder Flucht retteten sie sich aus diesem Höllenkessel und schauten machtlos und stumm der Vernichtung zu...

Aber es fehlte jemand! Einer fehlte!

Grill, der immer heitere und nie verzweifelnde Grill war nicht da!

Suchen!

Hinunter in das Wasser konnte man nicht mehr, es wäre wohl auch nutzlos gewesen...

So plötzlich wie der Regen gekommen war, hörte er auf. Die Sonne zeigte sich wieder, rot und groß, wie zuvor. Nur zehn Minuten waren vergangen...

In der Hütte: warmes Essen, Cachaça. Jeder saß und starrte vor sich hin. Alles vernichtet. Wochen, vielleicht Monate harter Arbeit, bis man wieder so weit sein wird,

daß man den Kiesel freilegt, und dann kann abermals ein Regen kommen und wieder alles zerstören... Grill ist auch nicht mehr da. Sagte nicht einmal eine alte Negerin, daß sie hier Unglück erwarte, und daß, wenn Grill das Garimpo verlassen hat, auch sie nicht mehr lange bleiben würden...?

Nacht.

Aber niemand dachte an Schlaf. Dumpf brütend, starrten sie ins Dunkel.

Horch! Drang nicht Stöhnen aus dem Finstern, schwoll an und verwehte... War es einer der Schlafenden?

Nein, alle lagen, ohne zu schlafen, alle hörten es.

Die Nacht war dunkel. Ein leiser Wind zog um die Hütte und mit ihm das Stöhnen, das gräßliche Stöhnen.

Sie sprangen auf. Rasch Schuhwerk und Gamaschen angelegt zum Schutz gegen die Schlangen und hin zum Garimpo!

Undurchdringliche Finsternis ringsum und Stille. Jeder hörte sein Herz schlagen. Und da..., da war es wieder!

„Grill! Grill!"

In der Dunkelheit hinunter in die Tiefe zu springen, würde den Tod bedeuten. Das Stöhnen aber wurde lauter und lauter. Man hörte das leise Scharren einer schwachen Bewegung und immer dieses grausige Klagen.

„Ach, wenn der Mond bloß rascher käme!" Das Anfertigen von Fackeln half nichts, alles war naß nach dem Regen.

„Halte aus, Grill, halte aus!" sie schrien es von Grauen und Angst gepackt. Minute um Minute wuchs es da vor ihnen aus dem Dunkel. Minute um Minute, eine ganze, endlose Stunde lang. Dann wurde es leiser und leiser und hörte schließlich ganz auf...

Der Mond kam. Groß und silbern schwamm er ruhig am nächtlichen Himmel.

Zwischen Steinen eingeklemmt, in dem Gang, halb mit Sand bedeckt, lag Grill — tot, den Unterkörper zerquetscht, Beine und einen Arm gebrochen.

Tage vergingen. Keiner arbeitete. Grill, der immer nach der Arbeit noch die Kraft aufbrachte, seine Gitarre zu spielen, fehlte jedem. Seine Lieder, seine Scherze waren nicht mehr, und die Gitarre lag auf seinem verlassenen Lager und schwieg.

Aber die Zeit heilt alle Wunden, und sie begannen wieder zu arbeiten, von früh bis spät, Wochen und Wochen lang, bis sie den aufgeschwemmten Sand entfernt hatten. Sie wollten nur noch den Caldeirao waschen und dann gehen.

Drei Tage wuschen sie den Kiesel, der den Caldeirao füllte, häuften den verbleibenden Rest sorgsam in der Hütte und trugen ihn am letzten Tage zum Wasser. Ein eigenartiges Fieber hatte alle ergriffen. Mit zitternden Händen siebten sie und suchten, suchten... Umsonst. Kein einziger Stein...

Da verkauften sie die zuvor gewonnenen Diamanten, teilten das Geld, und jeder ging seines Weges.

Zwei Meter von ihrem Caldeirão entfernt, wurden nach einigen Monaten von anderen Diamantsuchern Steine im Werte von einer Viertelmillion Milreis gefunden.

*

IV

NEGRO D'AGUA — DIE FEUERBERGE — CARLOS' ABENTEUER

Wenn man eine Erzählung hört, die einem unmöglich erscheint, so denkt man, daß es Phantasie sei oder eine Volkssage. Wenn aber eine und dieselbe Begebenheit von mehreren, miteinander nichts Gemeinsames habenden, Personen als selbst erlebt geschildert wird, so ist man nicht mehr im Recht, diese Behauptung, ohne sich von der Unwahrheit der Erzählung an Ort und Stelle zu überzeugen, aufrechtzuerhalten.

Schon in den ersten Tagen seines Aufenthaltes am Rio das Garças wurde Hans Mahr erzählt, daß es in Bahia ein geheimnisvolles Wasservolk gäbe, die sogenannten „Negro d'agua", kleine, schwarze Männer und Frauen, die im Wasser leben und ungeheure Kräfte besitzen. Erwachsene, auf dem Ufer sich befindende Personen sind von ihnen oft ins Wasser geschleppt worden, wie man annimmt, um sie zu verzehren.

Der Negro d'agua[1] soll von Menschengestalt sein und menschliche Bewegungen haben. Viele der Eingeborenen haben ihn am Ufer sitzen gesehen. Manche schossen nach ihm, aber auch wenn er verwundet oder getötet wird, verschwindet er dennoch im Wasser und geht unter, so daß es noch niemandem gelungen ist, diese seltsamen Wesen näher zu betrachten.

„Lachen Sie nur", sagte ein alter Garimpeiro, als er Hans Mahrs zweifelndes Gesicht sah. „Lachen Sie nur. Ich weiß aber, daß meine Worte die Wahrheit enthalten. Ich habe ihn selbst gesehen. Nicht alle haben ihn gesehen, aber viele. Fragen Sie sie alle, und Sie werden immer ein und dasselbe hören."

---

[1] Neger des Wassers

Er schwieg und warf ein paar Holzscheite in das Feuer, das knisterte, als ob es dankte. „Wie können Menschen behaupten, daß sie alle Dinge der Natur kennen! Genau so, wie es bei Euch Dinge gibt, von denen wir nichts wissen, über die wir staunen, wenngleich sie jedem europäischen Kinde bekannt sind, so gibt es in der Wildnis Dinge, von denen man in Europa nichts ahnt."

„Wie kann aber ein Mensch im Wasser leben und atmen?"

„Wie leben die Fische und anderen Wassertiere?"

Die Antwort des ungebildeten Schwarzen ließ Hans Mahr verstummen. Er wußte, seine Argumente würden ihn nicht überzeugen. —

Und einmal, als er, des Wanderns müde, in einer kleinen Garimposiedlung längere Rast machte, konnte man eines Abends einen Fußgänger beobachten, der erschöpft und müde, mit von Hunger zerquältem Gesicht, sich ihnen näherte. Die zerrissene Kleidung schlotterte an seinem abgemagerten Körper.

Sie saßen um das Lagerfeuer, dessen flackernder Schein über die dunklen Gesichter huschte. Es ist hier nicht Sitte, einen Fremdling auszufragen, sind es doch meistens Menschen, die eine Vergangenheit haben, die besser zu verschweigen ist. Aus allen Weltteilen kommen sie, Abtrünnige der Gesellschaft. Einige des bloßen Abenteuers wegen, die anderen, um Schutz zu suchen, dort, wo der Arm des Gesetzes nicht mehr hinreicht. Niemand fragt dich hier nach deiner Vergangenheit, niemand will deine Papiere sehen, niemand interessiert sich dafür, ob der Name, den du angibst, der Wahrheit entspricht, auch deine Nation kennt oft niemand.

So hatte die Unterhaltung nur allgemein die Reisestrapazen des Neuankömmlings behandelt, bis eine Flasche Cachaça

seine Zunge löste und er zu erzählen begann: „Seit Wochen schon gingen wir, ich und mein Bruder Virginio. Wir hatten unsere Heimatstadt Bahia verlassen, da wir hörten, daß es in Rio das Garças viele Diamantfelder gibt. Der Weg war weit und schwer. Auf schmalen Pfaden, durch den Urwald, mußten wir über tausend Kilometer zu Fuß zurücklegen. In der ersten Woche machte es uns Vergnügen, in schnellem Tempo auf den bekannten Wegen unserer neuen Hoffnung entgegenzueilen. Aber bald waren wir aus der bekannten Gegend hinaus und hatten uns verirrt. Zwei Tage in Regen und Hitze waren schon verstrichen. Unser Mundvorrat war längst verzehrt. Als wieder ein Tag sich seinem Ende neigte, erreichten wir einen Fluß. Große Bäume und Gebüsch umrahmten ihn und spiegelten sich in üppiger Fülle in dem dunkelgrauen Wasser wider, das so langsam zu fließen schien, daß man es kaum merkte. Das Ufer war flach und mit Gras bewachsen. Wir bereiteten Haken zum Angeln vor und warteten auf das Aufgehen des Mondes. So lagen wir auf zwei Decken und lauschten in die Dunkelheit. Im Gebüsch hörte man unverständliche Laute, sehen jedoch konnte man nichts. Aber wir wußten, daß wir nicht in Gefahr waren, solange das Feuer des Scheiterhaufens, den wir errichtet hatten, brannte. Bald wurde es heller, man konnte schon einige Umrisse unterscheiden. Nach kurzem kam auch der Mond.

Virginio begab sich ans Ufer, warf die Angeln aus, setzte sich auf die Erde und wartete. Solches Warten ist langwierig und schwer, wenn der Magen nach der Ausbeute verlangt. Ich saß am Feuer, über dem ein Topf mit Wasser hing, der zur Aufnahme der Fische bestimmt war. Es war so hell, daß man leicht ohne Feuer hätte auskommen können, wenn nicht der

unliebsame Besuch nächtlicher Tiere zu befürchten gewesen wäre.

Wir waren sehr müde. Das Wasser kochte schon lange. Virginio saß still und starrte vor sich hin. In der Hand hielt er die Angelschnur, als ich plötzlich auf der Oberfläche des Wassers einen Schatten gewahrte.

Der Kopf eines Negers erhob sich, ein kleiner Kopf, und bewegte sich geräuschlos der Stelle zu, wo mein Bruder saß. Ich erkannte ihn: es war ein Negro d'agua.

Da schrie ich laut.

Virginio sprang auf, verlor jedoch das Gleichgewicht und stürzte in die Fluten.

Hochauf spritzte das Wasser! Eine schwarze Masse bewegte sich. Ein wilder Kampf! Verzweifelt wehrte sich Virginio. Ich sah ihn im Wasser kämpfen, riß die Waffe hoch und schoß.

Der Schuß ging fehl.

Schon war ich am Ufer!

Über den Mond jagten Wolkenfetzen. Ein Kopf starrte aus dem Wasser, der Kopf des Negro d'agua. Aber wie groß war er! Viel größer als vorhin. Ich schoß ein zweites Mal. Er verschwand, und der Körper des Virginio tauchte an die Oberfläche. Ich hatte den Negro d'agua getroffen, und er ließ den Erstickten frei, den das Wasser stromabwärts trieb ..."

„Warum sprangst du nicht in den Fluß und versuchtest, deinen Bruder zu retten? Vielleicht lebte er noch", warf Hans Mahr ein.

„Hineinspringen — wo es Negros d'agua gibt!" Furcht und Entsetzen schüttelten ihn.

„Und der Körper des Virginio?"

„Er schwamm eine kurze Strecke und ging dann unter. Vielleicht hat ihn der Negro d'agua geholt."

„Nein, die Kleidung wurde naß und zog ihn hinunter. Ja, und überhaupt, du selbst hast deinen Bruder getötet, als er vor Schreck ins Wasser fiel. Ein unbedeutender Schatten hatte dir den Kopf des Negro d'agua vorgetäuscht."

„Ich wußte, daß du es nicht glauben wirst..."

Alle saßen stumm, mit ernsten, verschlossenen Gesichtern. Aus der Ferne hörte man das Schnaufen eines Pferdes. Die Flammen des Lagerfeuers knisterten...

Hans Mahr lächelte. Waren diese Wilden nicht wie Kinder, die sich im Finstern Schauermärchen erzählen?

Viel später hörte er aber, daß es in den Gewässern des Staates Bahia tatsächlich ein lamantinartiges Wesen gibt, das eine entfernte Ähnlichkeit mit dem Menschen hat, den sogenannten „Boto".

*

„Es gibt noch grausigere Geschichten als die, die wir soeben hörten", sagte ein dürrer, großer Indianer, der auf einem Stein am Lagerfeuer hockte.

Dunkle Nacht umgab sie. Im aufflackernden Feuer sah man verschwommen die Umrisse einiger Hütten, die zwischen dem Gestrüpp in die Finsternis träumten...

Alle schwiegen. Man ließ die Rothaut in das Feuer starren, bis ihr Entschluß reif würde, das zu erzählen, was sie bewegte.

„Es sind nun schon Jahre vergangen," begann der Indianer langsam, „daß ich eine Gruppe Weißer am Rio das Garças traf. Damals waren es noch wenige, die hier arbeiteten, die hier das Glück oder den Tod fanden...

Sie wollten noch tiefer in die schweigenden Geheimnisse der Wildnis eindringen und noch größere Schätze heben, als Rio das Garças sie ihnen bot. Sie wollten über den Rio das Mortes[1] hinüber auf die Suche nach den sagenhaften Feuerbergen, die ungeheure Reichtümer in sich bergen sollten.

Ich schloß mich ihnen an.

Wir waren unserer achtzehn, alles Männer, die ihr Leben wenig schätzten und vor keiner Gefahr zurückschreckten.

Nach einigen Wochen war die nötige Zahl der Tragtiere nebst Sattelzeug beschafft. Es wurden zehn Karabiner ausgeteilt und vier Schrotflinten. Jeder von uns besaß außerdem einen Revolver ‚von der Geburt an', wie man hier sagt", fügte er lächelnd hinzu. „Die Natur hat sich gewiß auch nur versehen. Die Kinder der Wildnis sollten nicht nur mit der Haut und dem Haar geboren werden, sondern auch schon mit dem Revolver.

Die Leiter des Unternehmens waren Vater und Sohn. Der Junge, etwa zwanzig Jahre alt, stark, groß, wartete nur auf die Gefahren, um sich mit ihnen messen zu können. Auch der Vater war noch im Vollbesitz seiner Kräfte, wenn auch das ergraute Haar ihn nicht mehr zu den Jungen zählen ließ. Sie sagten, daß sie von weither kämen, und es mochte wahr sein, denn sie waren nicht wie die übrigen. Was trieb die beiden aus der bequemen Welt der großen Städte in diese rauhe Wildnis? War es Abenteuerlust oder Gier nach den glitzernden Steinen, diese Gier, die schon so viele erblinden machte und unter die heiße Erde ins ewige Schweigen bannte?

Der Reisetag brach an. Eine lange Schlange, einer hinter dem anderen, schritten die berittenen oder mit dem Proviant

---

[1] Fluß des Todes

beladenen Tragtiere auf dem schmalen Pfad dahin, uns neuem Erleben, neuen Hoffnungen entgegentragend.

Der Weg führte nordöstlich. Abends errichteten wir ein Dach aus Palmblättern zum Schutz des Nachtlagers. Über dem Feuer in einigen Töpfen brodelte das Fleisch eben erlegten Wildes. Alle waren heiter und voller Hoffnung. Niemand ahnte in dieser ersten Nacht, was uns erwartete, niemand kannte die Gefahren, denen wir entgegenzogen, noch viel weniger dachte jemand daran, daß es Gefahren gäbe, die wie unverständliche Geister einer anderen Welt mit gierigen Händen grausam nach den Menschen greifen und sie unbarmherzig vernichten. Es wurde gesungen, gescherzt und gelacht. Erfrischende nächtliche Kühle, nach dem anstrengenden Ritt in der drückenden Hitze des Tages besonders erquickend, umgab uns. In Gruppen saßen wir bis spät in die Nacht, und die Erzählungen aus den fernen Ländern der Zivilisation klangen seltsam in dem nächtlichen Schweigen, dessen Stille nur durch den seltenen Schrei eines wilden Tieres unterbrochen wurde. Und doch lebte der Wald um uns. Wir spürten seinen gewaltigen Atem, er lebte stärker und tiefer als die Städte jener Länder, von denen sie redeten, in denen die Maschinen eine größere Daseinsberechtigung besitzen, als der Mensch, der sie schuf, in denen gedrängt, einer neben dem anderen, die Menschen leben, seufzend unter dem Joch einer harten Arbeit ums Tägliche, eines Daseins, in dem Geld Ursache schwerster Verbrechen und Ziel jedes einzelnen ist, sofern sie ihn nicht einen „Narren" schelten. Von dieser unverständlichen Welt erzählten sie, in der die Menschen sich selbst vergessen...

Und andere wieder sprachen von den Geheimnissen der Wildnis, die lockend, tief und dunkel, den Menschen in ihre Schatten zwingt und nie satt wird an Opfern...

Nach Tagen ohne sonderliche Zwischenfälle trafen wir auf die ersten Indianer. Trotz unserer Zurufe verschwanden sie scheu im Gebüsch, und erst, als wir abends uns zur Rast gelagert hatten, näherten sie sich uns. Es gelang, sich mit ihnen zu verständigen, und zwei erklärten sich bereit, uns zu begleiten, befanden wir uns doch schon in unbekannten Gegenden.

Von Tag zu Tag wurde der Wald dichter und üppiger. In der Nacht umschlichen Jaguare unser Lager. Die Tragtiere witterten die Gefahr und drängten sich scheu am Feuer zusammen. Und einmal, wir hatten wohl alle geschlafen, und das Feuer war am Erlöschen, kam ein Jaguar und holte einen von uns, einen Neger, aus unserer Mitte. Niemand hatte etwas gehört, kein Stöhnen, keinen Kampf. Um zu dem Schwarzen zu gelangen, war das Raubtier über einige Weiße hinweggestiegen. Die Spuren zeigten es. Ihr werdet wohl wissen, daß die Katze die schwarze Menschenbeute derjenigen anderer Farbe vorzieht?

Seit diesem Tage hielten stets zwei von uns Wache und vertrieben sich die Zeit mit Spielen. Das Tragtier des Toten erhielt einer der Indianer, er zog es jedoch vor, auch weiterhin zu Fuß zu gehen und leistete hierin an Ausdauer sicherlich mehr, als Pferde zu leisten imstande sind.

Nach sechs Tagen verließen uns die Indianer. Sie sagten schon einen Tag zuvor, daß sie nicht weiter mitgehen wollten, schüttelten bedenklich die Köpfe, und alle Versprechungen und Geschenke halfen nichts.

So kehrten sie denselben Weg zurück, den wir gekommen waren. Wir aber gingen vorwärts und erreichten nach weiteren drei Tagen einen Fluß, der nach unseren Berechnungen der

Rio das Mansas[1], wie der obere Lauf des Rio das Mortes genannt wird, sein mußte. Hier verbrachten wir die Nacht.

Wohl wimmelte das Ufer von Schlangen, aber unsere feste Fußbekleidung schützte uns vor ihren Bissen. Die Hängematten wurden zwischen die Bäume gespannt. Von den Flammen des Lagerfeuers beschienen, bildete jede eine kleine Welt für sich, und gedämpfte Rede flog von einer zur anderen, als ein gräßlicher Schrei die Nacht zerriß. Im Augenblick waren alle auf den Beinen.

Auf dem Erdboden krümmte sich, laut stöhnend, ein Mann, den der scharfe Giftzahn einer Schlange getroffen hatte. Wir hoben ihn auf und trugen ihn zurück in seine Hängematte.

„Schneidet mir das Bein ab!" flehte er verzweifelt. „Nur leben will ich, leben!"

Schweigend, wie gebannt, standen wir und starrten auf das Gräßliche vor uns, und die Qual des Sterbenden wurde zu der unsrigen. Niemand rührte sich. Der Kranke wurde allmählich ruhiger. Das Bein war bald zu einer unförmigen Masse angeschwollen.

Und noch ein Opfer sollte diese Nacht fordern. Ein junger Bursche, der in der Aufregung vergessen hatte, daß er barfuß in der Hängematte lag, trat auf eine lebende, kalte, dunkle Masse. Ein unheimliches, böses Zischen, und schon schrie der Getroffene auf. Aber er schien keine sonderlichen Schmerzen zu verspüren: es war, als ob der Lebenswille, die junge, schäumende Kraft, alles andere Empfinden auslösche, als ob er alles vergessen mache, außer dem Einen: Leben! Nur leben!

Als der Morgen die Nacht verjagte, war der Mann tot, der Junge aber starrte in die aufgehende Sonne, ein sieghaftes

[1] Der zahme Fluß

Lächeln auf den Lippen. Man wartete noch einige Stunden, doch der Tod kam nicht. Der Kranke lag still da. Aber er freute sich des Lebens nicht, wie ein Geretteter sich freut, denn er hatte es sich in bitterer Qual erkämpft...

Wir ruhten noch einige Tage und zogen dann weiter.

Die Wunde wurde von Tag zu Tag schlimmer, die Angstzustände, die ihn in der ersten Zeit des öfteren überfallen hatten, ließen hingegen immer mehr nach. Er folgte uns auf seinem Maulesel, und wir mußten oft haltmachen, wenn er vor Erschöpfung oder Schmerzen nicht weiter konnte. Aber wir freuten uns, daß er lebte, und alle Zärtlichkeit, der diese rauhen, harten Menschen, die auf keine Schmerzen achten und zu töten gewohnt sind, fähig waren, häuften sie auf ihn. Und es war rührend und seltsam zugleich, wie sie ihm Blumen brachten, die wie seltsame Fabeltiere aussahen, oder absonderliche Steinbildungen und anderes, wovon sie glaubten, daß es ihm Freude bereiten würde.

Mit der Überschreitung des Rio das Mortes hatte für uns die Schreckenszeit begonnen.

Vier erkrankten am Fieber und mußten nach wenigen Tagen der Erde übergeben werden. Starke Regengüsse setzten ein und ließen die Feuchtigkeit der Waldluft noch schwerer auf unsere ermatteten, von Hitze und Nässe geschwächten Körper lasten. Aber wir verloren den Mut nicht. Unwiderstehlich zog es uns vorwärts.—

Eines Morgens gingen wir zu dreien auf die Jagd. Frische Wildspuren führten uns immer tiefer ins Dickicht. Große Bäume, Sträucher und unbekannte Pflanzen wucherten üppig in der feuchten, drückend schweren Luft. Das Gelände senkte sich. Der Boden unter den Füßen verlor bald an Festigkeit, doch war er immer noch zähe genug, um uns zu tragen. Wir

befanden uns in einem Sumpf. In fünfzig bis sechzig Schritt Entfernung, durch Gebüsch und Schlingpflanzen voneinander getrennt, wanderten wir dahin, als mich plötzlich starres Entsetzen an den Boden bannte. Ich wollte schreien, aber die Stimme versagte. Kaltes Grauen kroch eisig durch meine Glieder...

Ich sah — und traute meinen Augen nicht: Wie gierige Arme reckten sich die Äste eines Baumes mit eigentümlichen, lianenartigen Zweigen und seltsamen, zackigen Blättern, streckten sich zu dem unter ihnen schreitenden Manne, ergriffen ihn, hielten ihn...

Stumm, mit weitaufgerissenen Augen, starrte der Unglückliche. Die Äste aber wanden sich wie Schlangen um den wehrlosen Körper, immer enger zogen sie sich, immer fester, hoben ihn empor, bewegten sich, lebten... Da gellte sein Schrei durch die Luft! Gesicht und Hände, die von den Ästen berührt worden waren, zeigten breite, dunkle, brandmalähnliche Wunden. Der ganze Baum war jetzt in Bewegung, glich einem gräßlichen, grausamen Ungeheuer. Die Äste, die den Körper nicht erreichen konnten, griffen wild in der Luft umher und suchten, suchten... Ihre seltsamen, gezackten Blätter bebten.

Wir schossen wie wild, aber was nützte es? Wußten wir doch bei diesem rätselhaften Wesen nicht, wo sein Lebensnerv lag, den es zu töten galt.

Und dann strömte ein schwerer, süßlich-scharfer, giftiger Geruch von ihm zu uns, der betäubte und erschlaffte. Da flohen wir, von Furcht und Grauen gepeitscht, nicht achtend der Richtung, noch der Schlangen, die sich in unsere Ledergamaschen verbissen, noch der Skorpione, auf die wir traten.

Es fing bereits an zu dunkeln, als wir auf unsere Schüsse aus weiter Ferne Antwort erhielten. Spät in der Nacht er-

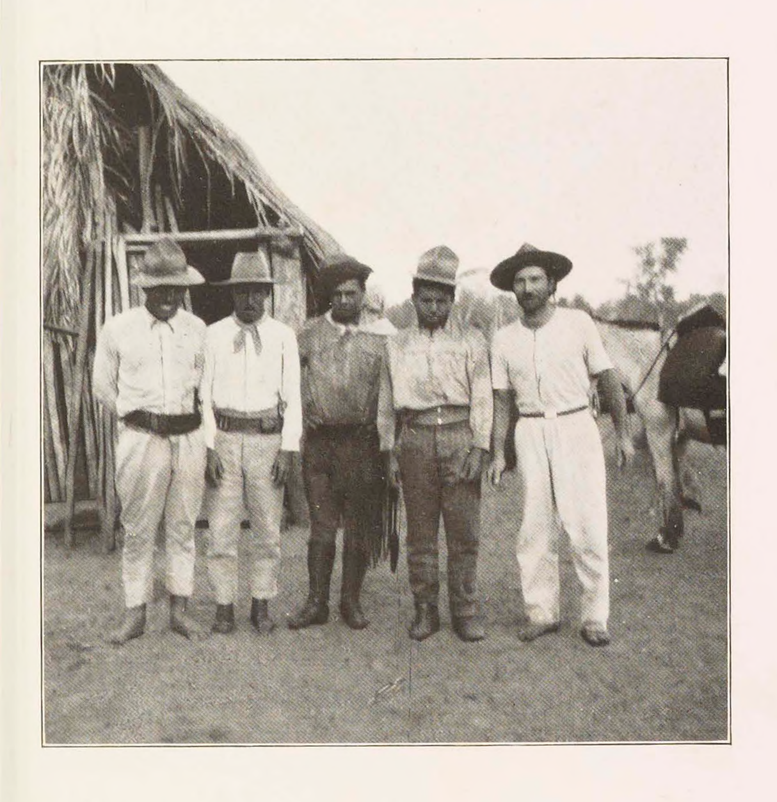
reichten wir das Lager. Niemand wollte unserer Erzählung glauben, und es wurde beschlossen, am nächsten Morgen aufzubrechen, um das Rätsel zu lösen. Aber in der Nacht regnete es, und die Spuren wurden verwischt. Wir konnten weder den seltsamen, mörderischen Baum, noch unseren toten Kameraden wiederfinden.

So wurden wir in kurzer Zeit unserer elf. Auf die Tragtiere der Toten luden wir die Häute des erlegten Wildes, auch ließ sich die schwere Last des Proviants besser verteilen.

Jeden Tag, jede Stunde lauerte von allen Seiten um uns der Tod. Giftige Spinnen, wie eine Männerhand groß, grau behaart, waren keine Seltenheit. Wir töteten sie nicht mehr, wie auch die Schlangen, denn es waren ihrer zu viele. Die feuchte Luft, die auch tagsüber nicht weichen wollte, sondern infolge der durch die Hitze verstärkten Ausdünstung der Erde noch drückender wurde, erschwerte jede Bewegung.

Eines Tages gerieten wir in einen Sumpf. Die an der Spitze unserer kleinen Karawane schreitenden Tiere steckten plötzlich bis an den Leib im Schlamm. Wir versuchten, sie mittels Stricken, die wir an die anderen banden, herauszuziehen, es mißlang jedoch, und erst, nachdem wir einen halben Tag in mühevoller Arbeit Bäume und Äste gefällt und so einen festeren Grund geschaffen hatten, auf den sie treten konnten, gelang es, sie zu befreien. Die Ausdünstung dieses Moores ermattete derart, daß wir uns am liebsten sofort zum Schlafe niederlegen wollten, wenn uns die Wolken der Moskitos und Mücken, die uns zu Millionen umschwärmten, nicht daran gehindert hätten.

Die Sonne nahm langsam, aber unaufhaltsam ihren Weg gen Westen. Die Dunkelheit mußte jeden Augenblick herein-



GARIMPEIROS IN FEIERTAGSKLEIDUNG



brechen. Wir konnten nicht mehr weiter und mußten die Nacht in dieser Gegend zubringen.

Hände und Füße waren bleischwer, der Atem ging stoßweise. Jeder sank in seine Hängematte, den Kopf in die feuchte Decke gehüllt zum Schutz gegen die Moskitos, Schweiß brach aus allen Poren, die Kleidung klebte am Körper, ein Gefühl, als ob man gewürgt werde, Ohrensausen, Kopfschmerzen ... Auch die Tragtiere waren unruhig und strebten fort aus dieser verpesteten Atmosphäre. Selbst die Jaguare schienen die Gegend zu meiden, denn nicht ein einziges Mal hörten wir ihr drohendes Murren, noch hatten wir ihre Spuren gesehen. Nur der Sumpf war um uns. Von drei Seiten von ihm umgeben, spürte man seinen giftigen Atem, fühlte man den Tod im Nacken lauern ... Unbekannte Insekten quälten uns, saugten sich gierig an unsere erschöpften Körper. Wir hatten keine Kraft, gegen sie zu kämpfen. Das Lagerfeuer flackerte ängstlich, von weißem Nebel umhüllt. Man lag gedankenlos, mit glühendem Kopf und fieberheißen Händen und wartete, daß es Morgen werde ...

Bei Tagesanbruch brachen wir auf. Der Kopf war schwer, Brust und Rücken schmerzten. Eine Unruhe erfaßte uns, als wir feststellten, daß wir alle mit kleinen, weißlichen Wunden bedeckt waren. Wovon sie kamen, wußten wir nicht. Vielleicht waren wir das Opfer unbekannter Parasiten geworden.

Die Sümpfe zu umreiten, war nicht leicht. Sie zogen sich endlos, wollten nicht aufhören und forderten einen aus unserer Mitte, der die giftige Luft nicht länger ertragen konnte.

Schließlich ging es aber wieder bergauf, die Vegetation wurde weniger üppig, und man konnte wieder freier atmen. Der ganze Körper jedoch schmerzte, und die Wunden wollten nicht heilen. Aber unaufhaltsam zogen wir vorwärts, hinein

in diese sagenhafte, geheimnisvolle Welt, die niemand von uns kannte.

Geknickte Äste . . ., eine seit kurzem verlassene Lagerstelle und andere Merkmale zeigten, daß einen Tag zuvor hier Menschen gewesen waren, und zwar Indianer.

Waren wir auf die Spuren jenes Indianerstammes gestoßen, der jenseits des Rio das Mortes hausen sollte, und von dem die Sage erzählt, daß er bei Tageslicht blind wäre und nur nachts sehen könne, wie die Fledermäuse? Mit schweren Keulen bewaffnet, ziehe er auf Raub aus und erschlage seine Feinde im Schlaf.

Es wurde deshalb beschlossen, nur am Tage zu ruhen und die Wachsamkeit zu verdoppeln. Wir haben aber nicht eines dieser seltsamen Geschöpfe gesehen.

Der Alte, der uns führte, stand jetzt oft mit seinem Sohn, ein Blatt vergilbten Papieres in der Hand, und verglich nach ihm die Gegend ringsum. Er schien ein Geheimnis zu wissen, das niemandem von uns bekannt war, und keiner wagte, ihn danach zu fragen.

‚Die Feuerberge!' hörten wir ihn eines Tages sagen und auf eine in weiter Ferne sichtbare Hügelkette deuten. Nach einer Tagesreise erreichten wir das Tal zu ihren Füßen. Etwa drei Kilometer entfernt, erhoben sie sich vor unseren sehnsüchtigen Blicken. Doch Bäume und Sträucher ringsum waren von eigentümlicher, gelblicher Farbe, ja selbst das Gras war von einem gelblich-glitzernden Grau.

Wir schlugen unser Nachtlager auf und beschlossen, sie erst am nächsten Tage zu überschreiten. Wir waren alle voll freudiger Erwartung. Wird es sich nun endlich erfüllen und wir in oder hinter ihnen die Schätze finden, denen unsere Träume seit Wochen galten?

‚Nie soll man die Montes de Fogo[1] am Abend erreichen, nie dort die Nacht zubringen...', hatte der Alte gesagt. Aber einige von uns wagten es doch, sich ihnen zu nähern und schritten vorwärts, auf der Suche nach Jagdbeute.

Hoch und hell stand der Mond am Himmel. Die vier dahinschreitenden Gestalten hoben sich scharf von der beschienenen Landschaft ab.

Wir übrigen saßen schweigend um das lebhaft brennende Feuer, als wir von den Hügeln eine milchig weiße, nebelige Wolke sich erheben sahen. Voller Unruhe beobachtete der Alte dieses Naturspiel, und als sich jetzt noch ein leichter Wind erhob, der von den Hügeln herab zu uns wehte, befahl er zu satteln.

Die Wolke kroch langsam und unaufhaltsam die Abhänge hinab, sie wuchs und dehnte sich und nahm immer festere Formen an.

‚Ja, das ist es', schrie er und rief die vier, die unbekümmert in ihrer Jagdlust den Hügeln zuschritten. Doch sie hörten ihn nicht.

Kaum hatten sie den Nebel erreicht, als wir sie plötzlich stutzen und sich zur Flucht wenden sahen, aber das Grausame, Unverständliche war schneller. Sie verschwanden, von ihm umhüllt, vor unseren Blicken. Wir hörten sie wild schießen, und dann war Stille. Wir wollten ihnen zu Hilfe eilen, aber der Alte hielt uns zurück.

‚Zu spät! Rasch auf die Pferde und fort!'

Im Galopp, allen Proviant und die Sachen zurücklassend, die Tiere aufs äußerste anspornend, jagten wir den Höhen zu, von denen wir wenige Stunden zuvor voll freudiger Hoff-

---

[1] Feuerberge

nung zu Tal geritten waren, und hinter uns kroch mit unheimlicher Schnelle der Nebel. Schon spürte man im Halse einen scharfen, ätzenden Reiz.

Verzweifelt hieb ich auf das Pferd ein. Es bäumte sich, in Fetzen flog der Schaum von seinem Maul. Ich warf alles, was ich entbehren konnte, von mir, selbst den Karabiner. Nur schneller, schneller! Wir rasten über die Ebene, die sich im Schein des Mondes endlos vor uns zu dehnen schien.

Rückwärts schauend, gewahrte ich in zweihundert Meter Entfernung die blasse Wolke und vor ihr, schon halb von ihr verschlungen, zwei von uns ...

Wir hatten die Höhe erreicht. Der Nebel war im Tal geblieben. Der Sohn des Alten stand mit weitoffenen Augen und starrte hinab in die weißen Wolken. Neben ihm noch zwei andere. Der Alte war nicht dabei. Da schrie er, schrie wie ein zu Tode getroffenes Wild, und ehe wir ihn daran hindern konnten, stürzte er in langen Sätzen den Abhang hinab, dem Nebel zu und verschwand in ihm ...

Am nächsten Tage war alles still. Stumm und schwer lagerte die weiße Wolke im Tal, und erst in der folgenden Nacht, als ein scharfer Wind sich erhoben hatte und am Morgen die Sonne vom Himmel lachte, verzog sie sich. Wir fanden die Leichen der Menschen und Tiere und in unserem Lagerplatz den von der Schlange Gebissenen, den wir im Augenblick der Gefahr vergessen hatten. Auch er war tot.

Wir drei Überlebenden gingen nicht in die Feuerberge ...

Von dem Finger des Alten streifte ich einen Ring. Hier ist er."

Er streckte seine rote Hand aus. Auf dem Zeigefinger glänzte ein Rubin von großer Schönheit. Schweres, massives

Gold umgab ihn, kein Zeichen sonst, kein Buchstabe, nur die Zahl 1789.

Der Indianer zog den Kopf zwischen die Schultern und schwieg. Dunkle Nacht umgab sie, eine Nacht in der Wildnis des brasilianischen Urwaldes. Im aufflackernden Feuer sah man verschwommen die Umrisse einiger Hütten, die zwischen dem Gestrüpp in die Dunkelheit träumten...

*

„Auch ich will Ihnen etwas erzählen“, sagte Carlos, ein Deutscher, sich an Hans Mahr wendend. „Aber Ihnen allein. Die anderen würden es doch nicht verstehen.“

Seltsam klangen die so lang entbehrten, deutschen Worte im geheimnisvollen Flüstern der Tropennacht. In der Ferne schrie ein unbekannter, nächtlicher Vogel. Stumm saßen die Garimpeiros und lauschten den ihnen unverständlichen Lauten aus einer anderen Welt...

Und Carlos begann: „Es war lange, bevor Sie in dieses Gebiet kamen. Denn zwanzig und mehr Jahre schon mag es her sein, daß ich hier in Brasilien meine zweite Heimat gefunden habe.

Müde von der schweren Tagesarbeit lag ich eines Abends in unserer Hütte, als Pferdegetrappel mich aufschrecken ließ. Sollten es Räuber sein? Ich wußte unsere Tiere in Sicherheit, und so fuhr ich in meiner Tätigkeit, dem Lesen einer alten deutschen Zeitung, die, ein kaum erkennbarer Fetzen, sich bis in unsere Einöde verirrt hatte, ruhig fort. Das Geräusch kam immer näher, und bald sprengten an meiner Hüttentür fünf Reiter vorüber und machten an der Venda halt. Ein paar kurze Worte, und die Hufschläge entfernten sich wieder.

Die Sonne stand am Horizont. Meine Gedanken weilten in

der alten Heimat, wo jetzt ein taufrischer Morgen einen arbeitsreichen Tag verkündete, als in der Tür die Gestalt eines hochgewachsenen, wettergebräunten Menschen erschien, der mir in brasilianischer Sprache ‚Guten Abend' bot. Ich hieß ihn eintreten, und er setzte sich auf den Rand meiner Pritsche.

Nach den üblichen Fragen des Wohin und Woher und ob ich viele Diamanten gefunden hätte, schaute er mit Interesse auf die Zeitung vor mir.

‚Interessiert es Sie?' lächelnd bot ich sie ihm, da ich die allen Brasilianern eigene Neugier für ihnen fremde, unverständliche Dinge kannte.

‚Sie können es ja gar nicht lesen, es ist nicht Portugiesisch.' Auch er lächelte, aber in seinen Augen glaubte ich den Ausdruck eines stärkeren Interesses, vermischt mit Weh, zu erkennen. Und plötzlich redete er mich in reinstem Deutsch an. Ich hatte einen Landsmann vor mir.

So holte ich denn einige Flaschen Cachaça. Wir tranken und sprachen von der Welt dort drüben, die wir beide vor langer Zeit verlassen, aber nicht vergessen hatten. Ich erzählte ihm einiges aus meinem Leben, und auch er tat das gleiche, bis er mir plötzlich mitteilte, daß er nur Männerliebe kenne.

Das war mir unangenehm, ließ es mich doch eine Störung dieses schönen Abends befürchten, aber er fuhr ruhig, fast gleichmütig fort: ‚Nicht den körperlichen Reiz schätze ich, ich schätze die Empfindung der Seele, das Erleben, und erleben kann man nur mit einem Manne. Nur mit ihm kann man gemeinsam den Weg wandern, der in die Geheimnisse des Lebens durch das Wissen führt. Das Weib ist unserem Empfinden fremd, es ist nicht dazu geeignet, dieselben Geisteswege zu gehen wie wir; es ist eben das andere Ge-

schlecht. Wohl wandert es mit dem Manne seiner Liebe, es hält aber nicht gleichen Schritt mit ihm, es kommt stets nur nach; wohl erweckt es in ihm oft neue Gedanken, die ihn zu Taten treiben, aber es ist immer nur das aufnehmende Prinzip und er das gebende.'

,Und das ist gut so,' wandte ich ein, ,so ergänzen sich Wissen und Fühlen und schützen vor dem Einseitigwerden.'

,Ja, auf Kosten des Fortschrittes —'

Wir hatten schon die zweite Flasche geleert, als mein seltsamer Besucher die Frage an mich richtete, ob ich mit ihm arbeiten wolle.

,Und was für eine Arbeit...?'

Er zögerte. ,Ich kaufe Diamanten und...'

,Und?'

,... lebe gut.'

,Solch eine Tätigkeit könnte auch mir gefallen', meinte ich lachend.

,Ich muß dich aber vorerst mit der Technik der Arbeit bekanntmachen, Karl.' Wir nannten uns bereits beim Vornamen.

,Na, das wird sich schon erweisen,' unterbrach ich ihn, ,ich werde es schon begreifen.'

Da sah ich an seinen Augen, daß ich ihn nicht verstanden hatte, aber er schwieg lange, ehe er fortfuhr: ,Das Gesetz ist eine Formalität, die jeder nach außen hin zu erfüllen hat. Außer diesen von dem Staat aufgestellten, schablonenhaften Normen gibt es jedoch in eines jeden Menschenbrust ein Gesetz, dem man zu folgen gezwungen ist. Und es kommt vor, daß dieses mit dem der Gesellschaft nicht in Einklang

gebracht werden kann. Das sind dann die Abtrünnigen, die Ausgestoßenen der Gesellschaft, die sie nicht versteht und in ihnen Feinde sieht.'

Er schwieg und nahm einen Schluck aus seinem Glase.

,Es war ein Jahr vor dem Kriege. Wir lebten in Berlin. Ich war zwanzig Jahre alt und das einzige Kind meiner Eltern, die mich abgöttisch liebten. Schon als Knabe hatte ich eine gewisse Scheu vor dem anderen Geschlecht. Auf der Universität nun wurde es mir zur Gewißheit, daß ich anders geartet sei, als die meisten meiner Kameraden. Ich faßte eine leidenschaftliche Liebe zu einem um fünf Jahre älteren Studenten. Er war Morphinist. Alle Bemühungen, auch mich zu diesem Laster zu verleiten, blieben erfolglos, und so zerfiel diese Freundschaft plötzlich, wie sie entstanden war. Ihr folgten aber andere, bis eines Tages der Arm des Gesetzes sich nach mir ausstreckte, dieses grausamen und gefühllosen Gesetzes. Ich floh, verließ Studium, Heimat und Elternhaus und ging nach Italien, von wo es mir gelang, mit falschen Papieren nach Brasilien auszuwandern. Was blieb mir unter dem Druck der Macht des Gesetzes auch anderes zu tun übrig...?

Inzwischen war der Weltkrieg ausgebrochen. Mich rührte unter dem italienischen Namen niemand an. Mit zitternder Spannung verfolgte ich die Kriegsereignisse. Ach, wie wünschte ich, in der Heimat zu sein! Wie gern hätte ich für sie gekämpft, gelitten, gedarbt! Aber war ich nicht ein Ausgestoßener, ein heimatloser Flüchtling, der kein Anrecht hatte auf das Glück und das Leid seines Vaterlandes...? Nach Jahren härtester Arbeit und Entbehrungen, nach Jahren brennenden Heimwehs erhielt ich einen Brief: die Mutter war tot, der Vater ein durch die Inflation verarmter, ver-

bitterter Mann, der durch Übersetzungen und andere Ge legenheitsarbeit ein kümmerliches Dasein fristete.

Ich schrie auf wie ein verwundetes Tier, ich rüttelte voll Verzweiflung an den unsichtbaren Stäben meines Kerkers.

Was soll ich dir noch sagen...?

In den nächsten Tagen wußten die Zeitungen in Rio de Janeiro von einem Einbruch mehr zu berichten. Die Post aber trug einen Geldbrief in die Ferne. Ob mein Vater ihn jemals erhalten hat...? Ich habe es nie erfahren. Ich war gezwungen, Rio zu verlassen. Mein Vater ist dann auch gestorben...'

Sein wetterhartes Gesicht zuckte.

,Ich ging nach Matto Grosso, wo ich in den Diamantengebieten des Rio das Garças das Glück oder den Tod suchen wollte. Rio das Garças nahm mich unfreundlich auf, wie es jeden aufnimmt, der frisch nach hier kommt. Die Diamanten schienen immer nur dort zu liegen, wo ich nicht war. In Hunger und Entbehrungen kämpfte ich um jeden neuen Tag, bis ich begriff, daß nur ein Arbeiten mit moderner Technik den nötigen Erfolg bringen konnte. Das aber war hier nicht möglich.

Das durch keine menschlichen Gesetze eingeengte Leben in der freien Natur, die Einfachheit der Forderungen und Erscheinungen hatten wohltuend auf meine zerrütteten Nerven gewirkt. Ich erwachte zu neuem Leben, baute mir eine Roça[1], pflanzte und arbeitete, sparte jeden Milreis und vergrößerte ständig mein Besitztum. Da lernte ich einmal ein Mädchen kennen. Es war das erste Mal, daß ich Zuneigung zum anderen Geschlecht empfand. Ich nahm es zu mir. Es sollte aber nicht gut werden... Ach, frage nicht!... Heute bin

[1] urbar gemachtes Land

ich nur ein Gesetzloser, habe ein paar Leute und kaufe Diamanten. Ha! Ha! Kaufe...!' Er lachte bitter.

‚Könntest du nicht nach Deutschland zurückkehren?' fragte ich leise.

Er schüttelte den Kopf. ‚Das ist alles längst vergangen. Nun gibt es nur noch eine Gegenwart. Du sollst sie kennenlernen.'

Mittlerweile war es spät geworden. Wir hüllten uns in die Decken und legten uns zum Schlafen nieder.

Früh am nächsten Morgen sattelten wir unsere Pferde und ritten unter Zurücklassung meiner sämtlichen Sachen davon.

Unser Weg führte uns abseits der üblichen Straße, durch weglosen Urwald, auf schmalen, kaum gangbaren Pfaden, deren verkrüppelte Bäume und Sträucher Gesicht und Kleider mit scharfen Dornen zerrissen. Als es dunkel wurde, machten wir ein Feuer und sattelten die Pferde ab.

Es war eine herrliche Nacht. Geheimnisvoll umrissen, traten aus dem Dunkel die Bäume und das sonst so häßliche, harte Gras hervor. Der Schein unseres Lagerfeuers gab ihnen ein eigenes, seltsames Leben, das den Blick fesselte und das Blut in Wallung brachte. Man ahnte im Dunkel Geheimnisse, die voll Erwartung in die Nacht lauschen ließen...

So lagen wir, bis der Mond kam. Er war wie mit goldenen Schleiern umhüllt, die von der Höhe herab zu uns zu wehen schienen.

‚Es wird regnen', sagte mein Begleiter. ‚Wir müssen uns beeilen.'

Nach drei Stunden weiteren Reitens kamen wir an einen Fluß. Am jenseitigen Ufer ragte mächtiges, dunkles Gestein, nirgends war ein reitbarer Pfad zu entdecken. Der Fremde aber trieb dennoch sein Pferd ins Wasser.

Ich folgte ihm.

Schweigend ritten wir erst dem rechten Ufer nach, dann dem linken.

,Wer den Weg nicht ganz genau kennt, kommt nicht hindurch', sagte mein Führer. Das Wasser reichte unseren Tieren an manchen Stellen bis an den Leib. Mein Pferd schritt vorsichtig, ängstlich schnaufend, das des anderen schien den Weg schon des öfteren zurückgelegt zu haben.

Mich fröstelte. Ich war in der Gewalt dieses merkwürdigen Menschen, wußte ich doch, wie gefahrvoll es ist, solche Flüsse zu durchschreiten, unter deren glatter Oberfläche Untiefen und Stromschnellen lauern. Er mußte oft anhalten und auf mich warten. Ich hatte die größte Mühe, mein zitterndes Tier vorwärtszuzwingen.

Nach einer Stunde etwa, die mir auf diesem seltsamen Reitwege zur Ewigkeit geworden war, konnten wir endlich wieder das Ufer erklimmen.

Es war inzwischen Morgen geworden. Ich sah Maisfelder und Bananenpflanzungen, Orangenbäume reckten ihre dunkelgrünen Laubäste, und im Zuckerrohr raschelte der Morgenwind. Und plötzlich, hinter den Sträuchern und Bäumen hervor, schimmerte ein weißes Häuschen mit Vorhängen vor den Fenstern, wie das Märchenschloß in den Träumen unserer Sehnsucht!

Wir übergaben die Pferde einem Mestizen und betraten es.

Polstermöbel luden zur Ruhe ein, Bilder und Spiegel schmückten die Wände. Das Zimmer, das mir angewiesen wurde, erschien mir, nach den jahrelangen Entbehrungen und Strapazen, wo man die Nächte angekleidet in der Hängematte oder auf der Rinderhaut liegend zubringt, wie ein Paradies. Ich betastete den Tisch, die Stühle, das Bett. Ach, das weiße,

herrliche Bett! Da stand es vor mir, war Wirklichkeit, und das alles mitten im Urwald!

Der Mestize brachte mir einen bequemen Hausanzug meines neuen Freundes, und ich durfte ein Bad nehmen. Als ich in der für europäische Begriffe wohl lächerlich primitiven Wanne aus Eisenblech saß und meine müden Glieder im heißen Wasser wohlig dehnte, faßte ich den Entschluß, sofort nach Europa zurückzukehren, um wieder Zeitungen und Bücher lesen zu können, wieder Musik zu hören und mich an der Kunst zu erfreuen, um wieder ein Mensch zu sein. Ich kleidete mich langsam an, jedes Stück von allen Seiten betrachtend. Welche Wohltat waren die Hausschuhe für meine schmerzenden Füße! Ich sah auf meinen Reiseanzug, der von kalten Nächten redete, von Krankheit, Hunger und Entsagung, und ein Gefühl von Furcht wollte mich beschleichen, wenn ich daran dachte, daß ich vielleicht schon morgen sie wieder werde anlegen müssen, um hinauszuziehen in die weglose Wildnis.

Ein Wonnegefühl durchströmte mich, als ich, zwischen den Bettlaken liegend, den müden Kopf auf den Kissen, daran dachte, daß ich zurückkehren könnte in die Heimat...

Als ich erwachte, war es Abend. Eine Negerin führte mich ins Eßzimmer. Mein Freund stand am Fenster und schaute ins Dunkel. Am Himmel sah man einzelne Sterne, Wolkenfetzen jagten über sie. Es hatte geregnet.

Nach dem Nachtmahl spielte er Geige. Er war kein Künstler, aber sein Spiel ging zu Herzen. Man hörte seine Seele schluchzen, diese unruhige, seltsame Seele. Es war, als ob er mir etwas sagen wollte. Ich konnte es aber nicht verstehen.

Unvermittelt brach er das Spiel ab. Wir unterhielten uns

über gleichgültige Dinge. Er zeigte mir seine kleine, aber auserlesene Bibliothek, und wir trennten uns, nachdem wir noch eine Partie Schach miteinander gespielt hatten. Der gequälte Ausdruck war aber die ganze Zeit über nicht von seinem Gesicht gewichen.

Am nächsten Morgen, als ich erwachte, übergab mir die Negerin einen Brief. Mein Freund schrieb mir, daß er in der Frühe habe verreisen müssen, ich möge sein Haus als das meinige betrachten und sein Gast bleiben bis zu seiner Rückkehr, die er aber heute noch nicht angeben könne.

Man sagte mir, daß er oft Wochen, selbst Monate abwesend sei.

Ich las, ich schrieb und streifte in der Umgebung umher.

So verging Woche um Woche.

Es wurde immer schwerer, diese Zeit des Wartens zu ertragen. Einer nach dem anderen verstrichen die Tage in unnützem Nichtstun. Ich schlenderte durch Haus und Hof, ich ging hinunter an den Fluß und angelte. Es erschien mir alles so zwecklos. Ich wollte fort. Das weiße Haus mit seinen Vorhängen, seinen Tischen und Stühlen, die ich anfangs so bewundert hatte, lastete auf mir in seiner süßen Eintönigkeit.

Und eines Morgens ritt ich.

Ich hatte die alten Reitkleider wieder angelegt. Der Mestize brachte mich wohlbehalten durch den Fluß. Und — da lag sie vor mir, die freie Wildnis, mit ihren kleinen, rauhen, verkrüppelten Bäumen, mit ihrem spärlichen, harten Gras, den Entbehrungen, Strapazen und Gefahren...

Meinen seltsamen Freund habe ich nie wiedergesehen.

Wer er war und was er trieb..., ich weiß es nicht.

Man trifft hier in diesem Lande auf viele seltsame Dinge, die sonst in den Rahmen des Lebens gar nicht passen wollen.

Sind es doch meist Abtrünnige der menschlichen Gesellschaft, denen man begegnet, von ihr Ausgestoßene oder Flüchtlinge. Es ist gut, daß hier noch für sie alle genügend Raum vorhanden ist, der ihnen Lebensmöglichkeiten bietet. In Europa gehen sie meistens zugrunde."

So lautete die Erzählung Carlos', des Deutschen. Was ist Märchen, was Wirklichkeit? Viel Seltsames birgt die Wildnis, viele Geheimnisse. Die meisten sehen sie nicht. Es sind aber auch solche, deren Gefühle und Empfindungen trotz dieses Lebens der Strapazen und Gefahren nicht verlorengegangen sind. Diese sehen die Farbenpracht des Himmels bei Sonnenuntergang, fühlen den Kampf des Lichtes mit der Finsternis, diesen ewigen Kampf, ewiges Unterliegen und Auferstehen. Sie hören die Blätter reden, und den Fluß des Glücks und des Elends sein Lied singen, jeden Tag ein anderes Lied, je nach dem Stande des Wassers. Sie lauschen dieser Melodie, die mit dem Rauschen des Windes, dem Knistern des Feuers sich zu einem einzigen, großen Lebenslied eint, dessen erste Stimme der Tod singt.

V

DIE RIESENSCHLANGE – SPUREN IM SANDE – RACHE

Nun hatte Hans Mahr genügend Geld beisammen, um den Traum jedes Garimpeiros vom eigenen Garimpo zu Wahrheit zu machen, und er beschloß, das Glück mit Dino, einem Indianermischling, als Gefährten zu versuchen.

So brachen sie eines Tages auf, um eine diamantreiche Stelle zu suchen. Es glückte ihnen jedoch lange nicht. Ihr Mundvorrat war erschöpft, und da sie kein Wild gesehen hatten, waren sie nur auf den Ertrag des Flusses angewiesen.

Wieder neigte sich ein Tag seinem Ende zu. Dino wollte an einer bequemen Uferböschung angeln. Hans Mahr, der alles für das Nachtlager vorbereitete, verlor ihn bald aus den Augen.

Es fing bereits an zu dunkeln, als plötzlich hastig hintereinander abgefeuerte Schüsse die abendliche Stille zerrissen.

Den Karabiner in der Hand, stürzte Hans Mahr vorwärts, in die Richtung, aus der jetzt qualvolle Schreie drangen, Schreie eines Menschen in Todesnot, und dann — Schweigen . . ., doppelt unheimlich in der alles verhüllenden Finsternis der Nacht, die inzwischen hereingebrochen war.

Von Schrecken und Furcht gepeitscht, taumelte er blindlings über Äste, Wurzeln und Schlingpflanzen. Dornen zerrissen ihm Gesicht und Hände und zerfetzten die Kleidung.

War er nicht schon vorbeigelaufen . . . ?

Lauschend verhielt er den Schritt.

Stille und undurchdringliches Dunkel, nur das leise Murmeln des Flusses . . .

Er hob den Karabiner und feuerte. Die Schüsse dröhnten, verzehnfacht durch das nächtliche Schweigen.

Nichts rührte sich.

Das Ufer war so dicht bewachsen, daß man sogar am Tage schwer hindurchdringen konnte. Unmöglich festzustellen, wo Dino hinabgestiegen war. Alle Rufe blieben unbeantwortet. Die Wildnis schwieg in ihrer Grausamkeit.

War er tot oder nur bewußtlos?.... Vielleicht lag er dort unten mit zerschmetterten Gliedern, unfähig, sich zu rühren? ...Und er, Hans Mahr!...

Verzweifelt hastete er weiter. Scharfe, stachlige Gewächse bedrohten die Augen, Wurzeln ragten. Er fiel, raffte sich auf, rannte weiter. Die Nervenanspannung steigerte sich bis zur Raserei und ließ auf nichts mehr achten, außer dem einen... Der Verunglückte mußte gefunden werden! Schlangen, Jaguare, alle Gefahren der Wildnis waren vergessen.

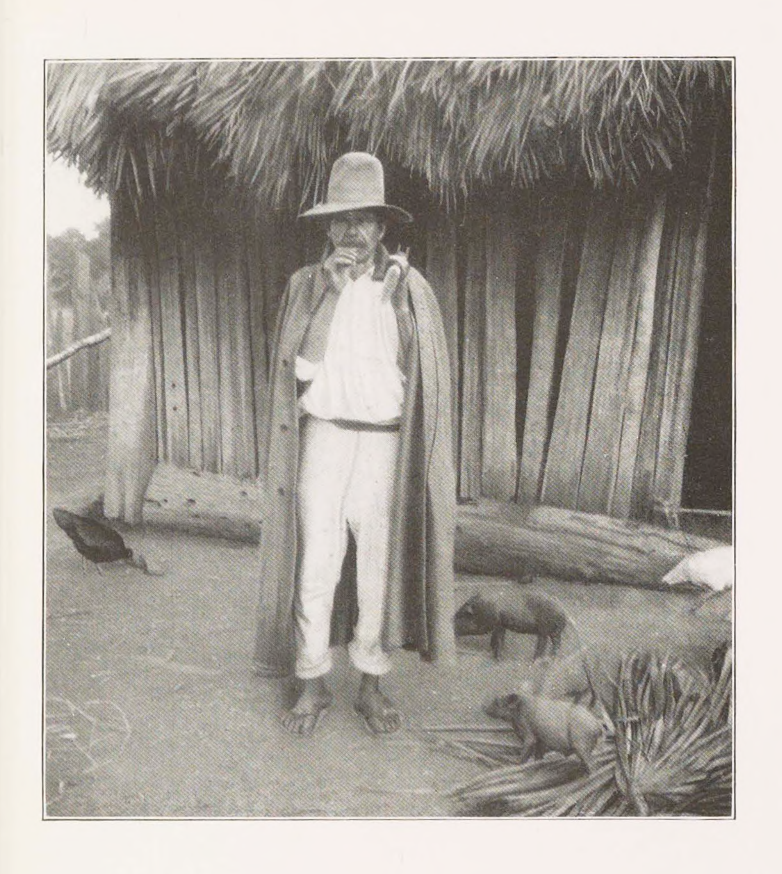
Aber Stunde um Stunde verrann. Längst war ihm alle Orientierung verlorengegangen. Ein Schritt, und er stürzte in ein metertiefes Loch. Die Erschütterung brachte ihn zur Besinnung. Hunderte von Gefahren drohten wieder und ließen ihn das Suchen aufgeben.

Man mußte ja Feuer machen: es könnten Jaguare in der Nähe sein. Aber wo befand sich das Lager? Im Dunkeln vorwärtstappend, geriet er in Pfützen, die bis an die Knie reichten. Die Schuhe waren mit Wasser gefüllt und rieben die an sich schon wunden Füße. Geradeaus versank man in schlammigen Morast, und auch nach rechts ging es nicht weiter. Sollte er hier bleiben und Feuer machen, hier in der Nässe? Er hatte auch keine Streichhölzer; sie blieben in der Satteltasche. Starke Müdigkeit überfiel ihn, und er lehnte sich schwer an einen Baum, verzweifelt gegen den Schlaf



INDIANERFRAUEN





ANTONIO



kämpfend. Unzählige, nächtliche Mückenschwärme setzten sich auf Kopf und Hände. Jetzt erst merkte er, daß er seinen Hut verloren hatte. Die Hand, die den Karabiner umspannt hielt, sank nieder... Die Knie wankten... Dem anstrengenden Reittag und der Aufregung der letzten Stunden folgte gänzliche Entspannung aller Nerven.

Man hörte den Fluß im Dunkel murmeln, Büsche und Sträucher raunten, und der Baum, an dessen Stamm er schlafend lehnte, flüsterte...

Und wieder neigte sich eine Nacht ihrem Ende entgegen, eine Nacht, wie sie der Vampyr Diamant denjenigen schenkt, die sich ihm verschreiben.

Erstaunt sah Hans Mahr im Morgengrauen die Flinte zu seinen Füßen in einer Pfütze liegen. Er hob sie auf und schaute um sich. Das Dickicht, in dem er sich befand, war gar nicht so undurchdringlich, wie dies in der Nacht den Anschein hatte. Es war auch nicht schwer, den Weg zum Lager zu finden. Er war in der Dunkelheit im Kreise umhergeirrt.

Dino aber war nicht im Lager. Somit schwand die letzte Hoffnung, ihn noch am Leben zu finden. Im Licht des Morgens konnte man deutlich seine gestrigen Spuren erkennen. Ein paar mit dem Waldmesser abgeschlagene Äste und Lianen wiesen den Weg.

Der Ufersand schimmerte weiß. Nichts Lebendes war zu sehen.

Dinos Fußspuren führten bis an das Wasser.

Hier hatte er gesessen. Doch plötzlich war er aufgesprungen. Die scharfen Abdrücke seiner Stiefel verrieten Hast. Rückwärts fliehend schoß er. Leere Patronenhülsen säumten den Pfad, und dort lag auch der halb entladene Re-

volver. Und jetzt... Die breite Spur einer Riesenwasserschlange erfüllte Hans Mahr mit Entsetzen, sie mischte sich mit der des Menschen. Der Abdruck eines Knies..., verzweifelt sich in den Sand krallende, um einen Halt ringende Finger, im Sande versickertes Blut..., Hautfetzen an einer Wurzel..., und dann eine breite, blutige Rinne: hier schleifte Dinos Kopf. Mit dem Aufwand der letzten Kräfte, schon im Wasser, kämpfte er mit dem Ungeheuer, das ihn in den Tod zwang. Ein Stein war aus seiner Höhlung gerissen, Kleiderfetzen, Fleisch und Blut klebten daran...

Erschüttert stand Hans Mahr, Grauen und Verzweiflung im Herzen.

Der Ruf fremder Tiere schallte, bunte Farben prangten und leuchteten. Unbegreifliche Wildnis ringsum. Sieghaft stieg die Sonne empor, hundertfaches, seltsam träges Leben voll tödlicher Wünsche erwachte: der Tag.

Müde kehrte er in die Siedlung zurück, aber nach einigen Tagen machte er sich erneut auf den Weg, dieses Mal mit Arnoldo, einem weißen Brasilianer.

*

Ein Schuß krachte.

Die zwei schraken auf und blieben unbeweglich, auf die Ellenbogen gestützt, liegen.

Dunkle Nacht. Es hatte geregnet. Frische Luft zog kalt durch die mit einer Decke verhängte Türöffnung der Hütte.

Stille. Nur die Bäume flüsterten, und der kleine Bach, der in der Nähe floß, murmelte.

Das Lagerfeuer wurde schon mehrere Tage nicht mehr aufrechterhalten. Sie waren von der Tagesarbeit zu müde, um in der Nacht noch wachen zu können, und da die ersten

zehn Nächte in vollster Ruhe vergangen waren, wurde es zuerst auf die dunkelsten Stunden beschränkt, um schließlich ganz eingestellt zu werden. Es waren keine Jaguarspuren zu sehen, und die Schlangen schienen sich ohnehin wenig vor dem Feuer zu fürchten.

„Hast du gehört...?"

„Ja! Ein Schuß... und das Brechen von Ästen unter eiligen Schritten..."

Jäh aus dem Schlaf gerissen, mußte sich Hans Mahr erst in der Wirklichkeit zurechtfinden. Wer...? Wer konnte es sein, hier in der Wildnis, wo es nur Indianer gab, die keine Feuerwaffen besaßen. Fünf Reittage waren sie von der nächsten Siedlung entfernt. Ein Zufall...? Bei der Unendlichkeit des Urwaldes und der spärlichen Bevölkerung...

Das Gehirn arbeitete fieberhaft. Man ahnte eine Gefahr und konnte sie nicht sehen, konnte sich nicht gegen sie schützen. Arnoldo schlief wieder ein. Wie leicht ging er über alles hinweg! Es war dies keine Stärke, keine Selbstbeherrschung, sondern eine Teilnahmlosigkeit, die alles ruhig geschehen ließ, ohne aus dem Gleichgewicht zu gelangen, eine Schwäche, hervorgerufen durch allzu schwere Kämpfe. Es war, als ob er nicht mehr auf dieser Welt wäre, als ob seine Seele irgendwo in der Unendlichkeit schwebte. Nur wenn sie auf die Jagd gingen, glänzten seine sonst gleichgültig blickenden Augen. Er lebte auf, wurde entschlossen und urteilte rasch. Das Leben erwachte in ihm in solchen Augenblicken. Wie hatte er in der ersten Zeit alles mit Freude aufgenommen, als sie tagelang in den Wäldern umherirrten auf der Suche nach einer diamantreichen Stelle und endlich eine solche fanden, wo sich bei der ersten Untersuchung eine große Anzahl Diamantbegleitsteine zeigte.

Das Errichten der Hütte nahm eine Woche in Anspruch. Das Dach wurde aus Palmblättern hergestellt, die Wände aus Pfählen, durch Lehm miteinander verbunden. Sodann mußte der Platz um die Hütte gesäubert werden. Gras und trockene Äste wurden in Brand gesteckt, um dort hausende Schlangen und anderes Getier zu vernichten, und endlich konnte an die eigentliche Arbeit: das Aufdecken der diamanttragenden Stelle, dem Befreien des Kiesels von der ihn überdeckenden Erdschicht, geschritten werden. Es war nicht schwer, den kleinen Bach, der in der Nähe floß, umzuleiten. Die Hilfe des Wassers ist nicht zu unterschätzen.

In drei Wochen lag der Cascalho frei. Diese drei Wochen waren die schwierigsten. Das Essen war knapp, der mitgebrachte Proviant verringerte sich zusehends, und sie konnten ihn nur ergänzen, wenn die erste Partie Diamanten verkauft war. So galt es auszuhalten, zu arbeiten und zu hoffen. Im übrigen half ihnen der Fischfang über die bitterste Not.

Endlich kam auch die Zeit, wo sie zur Gewinnung der Diamanten übergehen konnten. Zwei Tage brachen sie den Kiesel, schleppten ihn zu dem Bassin, das sie in dem Bach errichtet hatten und wuschen ihn. Sobald sie etwas gefunden hatten, ritt einer von ihnen in die Siedlung, um neue Vorräte zu holen. Die Reise hin und zurück nahm viele Tage in Anspruch. Es gab keine Straße bis hierher. Der Kompaß und der Fluß waren die einzigen Orientierungspunkte. An vielen Stellen mußte ein schier unüberwindliches Dickicht durchquert werden, was die Gefahr, von Schlangen gebissen zu werden, erhöhte. Und doch freuten sie sich, daß ihr Garimpo so abgelegen war und versuchten, bei wiederholtem Reiten nie dieselben Stellen zu passieren, um zu vermeiden, daß sich ein Pfad bildete, eine Vorsichtsmaßregel gegen die

Banditen, die den Garimpeiros Gold und Diamanten nahmen und alles, was ihnen gefiel, und gegen die Polizei, die nur zu häufig sämtliche Tiere und Sättel „requirierte“.

*

Die Nacht verging ruhig. Die Stille wurde durch nichts weiter unterbrochen.

Arnoldo erwachte. Sie kleideten sich rasch an. Spannung lag auf ihren Gesichtern. Wer war es, der nachts um ihre einsame Hütte sein geheimnisvolles Wesen trieb?

Ruhe und Stille. Ein leiser Wind sprach vor Tagesanbruch. Die Karabiner in der Hand, schlichen sie im Morgengrauen aus der Hütte. Im Sande sah man deutlich die Spuren beschuhter Füße, die von einem Gebüsch zur Hütte führten, um dieselbe herumgingen und wieder im Dickicht verschwanden. Wer war die geheimnisvolle Person, die nachts im Walde umherschlich? Warum kam sie nicht zu ihnen? Warum schoß sie?

Den Spuren nach! Geknickte Äste zeigten deutlich die Richtung, in die der Unbekannte verschwunden war. Wie hatte er es nur gewagt, im Dunkel solche gefährliche Stellen zu passieren, an denen es von Schlangen wimmelte? Jetzt, da das Tageslicht ihnen zu sehen erlaubte, konnten sie sich vor ihnen schützen, aber in der Nacht, wo man über jeden Ast stolpert und nicht weiß, wohin man beim Fallen mit der Hand greift...

Sie waren schon eine Stunde den Spuren gefolgt, hatten sie verloren und wiedergefunden, und noch immer deutete nichts darauf hin, daß sie den Unbekannten bald eingeholt haben würden. So kehrten sie zur Hütte zurück, sattelten die Pferde und nahmen die Verfolgung von neuem auf. Das

Dickicht wurde umritten, und, wenn die Spur auf sandigem Boden besonders gut ausgeprägt war, ritten sie Galopp.

Dort hatte ein Lagerfeuer gebrannt und der Fremde sich etwas zum Essen abgekocht. Die Spur zeigte, daß es sich um einen einzelnen Mann handelte. Sie weiter zu verfolgen, hatte jedoch keinen Zweck, der Vorsprung des Fremden war zu groß, auch hatten sie keinen Proviant mitgenommen.

Der Tag verging. Der Gedanke, hier in weiter Ferne von jeglichem menschlichen Wesen von einem unbekannten Feinde belauert zu werden, verließ sie nicht. Nachts hielten sie wieder Wache. Aber nichts Außergewöhnliches ereignete sich.

Da ihr Proviant sich abermals stark dem Ende zuneigte, stellten sie die Arbeit im Garimpo vorläufig ein und beschäftigten sich nur noch mit Jagd und Fischfang. Tatù, das brasilianische Gürteltier, und Fische wurden ihre Hauptnahrung. Als sie einen kleinen Vorrat beisammen hatten, wurde das gesalzene Fleisch in der Sonne gedörrt, und sie begannen wieder mit dem Diamantengraben. Jeder Tag brachte fünf bis zehn kleine Steine, so daß Hans Mahr am Schluß der Woche, die ruhig verlaufen war, die Tiere, insgesamt drei Stück, satteln und nach der Siedlung reiten konnte.

Hier sollte er Carlota begegnen.

*

Sie war ein Weib der freien Wildnis, ein Mensch, der aus innerer Notwendigkeit auf das bequeme Leben der Zivilisation verzichtet hatte. Groß, selbstbewußt, strahlend von Gesundheit und Kraft, schwang sie sich leicht und gewandt in den Sattel und ließ den falben Hengst in herrlichem Galopp über Steine, Gestrüpp und Geröll sprengen.

Das Bekanntwerden in der Wildnis bedarf keiner Formen,

und alle, die sich in ihr zum ersten Male treffen, unterhalten sich, als ob sie alte Freunde wären.

Hans Mahrs Pferd, das gut ausgeruht war, freute sich des Rittes, und bald hatte er sie eingeholt. Minutenlang behielten sie lachend das gleiche Tempo bei und ließen dann ihre Tiere in Schritt fallen.

Sie war aus einem benachbarten Garimpo, wo sie mit ihrem Geliebten, einem Spanier, arbeitete. Schon viele Reisen hatte diese kühne Frau hinter sich, ungeschwächt aber waren Lebensmut und geistige Kraft, die aus den dunklen, ausdrucksvollen Augen sprachen.

„Dieses wilde, ungebundene Leben," ihre Stimme hatte etwas metallisch Helles, „das nur auf die primitivsten Bedürfnisse sich beschränkt, raubt wenig Zeit und läßt den Menschen ein tieferes Dasein führen, als dies in der Zivilisation möglich ist, wo die Nerven durch die Unmenge der feineren Reize von dem Hauptgrund des Daseins abgelenkt werden ..."

Sie waren bald in lebhafter Unterhaltung, und Hans Mahr staunte über die Fülle ihres Wissens und die Kühnheit ihrer Gedanken.

„Wie klein und nichtig erscheinen in dieser großzügigen Wildnis alle Sorgen und Schmerzen der Menschen! Hier erst, wo es keine Gesetze gibt, die ein bestimmtes Handeln vorschreiben, wo man lebt, wie es einem gefällt, ohne sich um die Angelegenheiten seiner Mitmenschen zu kümmern, ohne ihren Ansichten und ihrem Urteil Rechnung zu tragen, weiß man erst, was es heißt ‚leben'! In dieser wilden Einsamkeit gedeihen Gesundheit und Kraft, nicht nur die körperliche, sondern auch die seelische, eine Kraft, die das Gewächs der

Lüge verabscheut, das mit seinem Pesthauch die schwachen Geschöpfe der Städte und Dörfer vergiftet..."

Die Tiere hatten längst den schmalen, kaum sichtbaren Pfad verlassen und eine andere Richtung eingeschlagen.

„Die Gegend ist so ganz anders!" bemerkte Carlota plötzlich lachend. „Auch müßten wir längst am Ziel sein."

Sie hatten sich verirrt. Die Sonne war schon am Horizont, bald mußte die Dunkelheit hereinbrechen. So beschlossen sie, im Freien zu nächtigen.

Es gelang Hans Mahr, ein Tatù zu erlegen. Unter fröhlichem Lachen brachte er es ans Feuer, das sie, eifrig schürend, zu immer hellerer Glut anfachte.

Eine freudige Stimmung hatte sich ihrer bemächtigt. Dieses „Verirrtsein" war für die beiden gesunden, jungen Menschen ein fröhliches Erlebnis.

Der Ritt hatte ihnen tüchtigen Hunger gemacht. Das Fleisch ohne jegliche Beilage mundete vortrefflich. Nun lagen sie auf dem Leder der Sattelunterlagen, die Sättel unter dem Kopf.

Durch die Luft zog erfrischende Abendkühle. Gras und Bäume flüsterten. Man hörte die Pferde in der Nähe nach Futter suchen. Schon erschienen am Himmel einzelne Sterne, und das Feuer trat in seine Rechte, es bewegte sich, tanzte und wechselte beständig seine Formen.

Sie lagen schweigend, jeder in seine Gedanken versunken, weit entrückt der Wirklichkeit. Sein Blick streifte das ruhige, selbstbewußte Gesicht der Frau an seiner Seite. Sie starrte in die Flammen, deren roter Widerschein ihr etwas eigenartig Wildes verlieh. Ihr herb geschlossener Mund zeigte Willen und Kraft.

Die Nacht war tiefdunkel, nur das Feuer in ihr gleißte. Es fesselte den Blick, es zwang, immer weiter zu starren, immer mehr. Es loderte so verlockend, so geheimnisvoll, es zwang, tiefer zu atmen, es ließ das Blut rascher durch die Adern rollen und zeigte, wie nutzlos das Leben ohne diesen starken, gesunden Körper sein würde ... Es zeigte, wie glücklich alles Lebende auf Erden ist, weil es leben darf. Eine jauchzende, grell aufleuchtende Freude wurde geboren, Freude am Leben.

Und von ihr überwältigt, sprangen sie auf und jagten sich wie übermütige Kinder, flogen durch das Feuer und liefen jubelnd in die Dunkelheit hinaus, wo jedes Ausgleiten, jeder Fall Tod bedeuten konnte. Was galten ihnen in diesem Augenblick alle Schlangen der Welt! Sie waren so unbedeutend, paßten so gar nicht in ihre herrliche, götterfrohe Stimmung!

An Schnelligkeit und Gewandtheit war sie ihm ein ebenbürtiger Kamerad, mit dem sich zu messen, die Spannkraft stählte und Freude schuf. Jauchzend sprangen sie über die Flammen, schleppten alles herbei, was sie an Brennbarem finden konnten, bis vor ihnen eine Feuerwand von zwei Meter Höhe lohte. Da saßen sie still nebeneinander und atmeten schwer ...

Unter der leichten Bluse wogte Carlotas junge Brust vom raschen Lauf, die vollen Lippen, halb geöffnet, tranken in durstigen Zügen die frische, kalte Nachtluft.

Ihre Augen trafen sich ... Ein Frösteln lief durch ihre Körper, eine Sekunde stockte der Atem ... Etwas Großes, Unvermeidliches lauerte ... Sie wollten aufspringen, laufen, fliehen ..., blieben aber sitzen. Sie wollten sprechen, lachen, scherzen ..., schwiegen aber.

Wie in Scheu und Demut vor etwas, das mächtiger war

als alles, senkte das Weib den Blick und griff sich mit beiden Händen an den Kopf.

Da nahm er sie...

Ein wilder Sturm, ein jauchzender Tanz der Natur, in dem zwei Welten eins wurden. Der große, gesunde Körper in der männlichen Kleidung lebte in jubelnder Freude, im Wirbel der durch die Wildnis geborenen Lust ein seltsam-abgrundtiefes Leben, wie es nur wenigen Auserwählten in diesem Erdendasein nur einmal zuteil werden mag. —

Das Feuer war am Erlöschen. Mit kühler Gelassenheit schauten die bläulichen Sterne vom nachtdunklen Himmel. Tiefe Stille.

An seiner Seite, in seinen Armen hielt Hans Mahr das Glück dieser leuchtenden Stunde. Dort ruhte etwas, für dessen Erhaltung er sein eigenes Leben geopfert hätte, etwas, das die zartesten Gefühle in ihm auslöste, etwas, das er beschützen wollte, dessen Verlust mit dem Verlust des Lebens verglichen werden konnte...

Die Augen geschlossen, ein glückliches Lächeln auf den Lippen, atmete das schlafende Weib ruhig und gleichmäßig.

Staubige, mit dornigem Gestrüpp bedeckte Erde — das Lager. Wo waren die Decken, das Leder? Er wollte sie nicht suchen, um die Schlafende nicht zu wecken. Wie ein Kind hatte sie sich an ihn geschmiegt.

Und bald raubte auch ihm der Schlaf alles Denken.

*

Er erwachte. Die Nacht war dem Morgen gewichen. Eine sorgende Hand hatte die Decke über ihn gebreitet, ihm den Sattel unter den Kopf geschoben. Auf der Erde sah er etwas

Helles, ein Stück Papier, mit dem Jagdmesser an den Boden genagelt.

Carlota aber war nicht da, auch ihr Pferd und das Sattelzeug waren verschwunden.

Er entfaltete den Brief:

„Ich gehe fort, weil ich fürchte, das Glück der Nacht durch den Morgen zu zerstören. Reite mir nicht nach, und suche mich nicht. Lasse das Märchen ein Märchen bleiben ...“

Keine Unterschrift, keine Anrede, kein Datum. Nur das, was die Schreiberin im Augenblick erfüllt hatte, groß und schlicht, wie in dieser Wildnis das Leben selbst, bei dem alle äußeren Formen abfallen, wie welke Blätter eines Baumes der Erkenntnis aller Nichtigkeiten vor dem unverhüllten Antlitz des Seins.

*

Für den Erlös der Steine kaufte Hans Mahr Proviant für annähernd zwei Monate. Die Tiere waren so beladen, daß er fast den ganzen Weg zu Fuß zurücklegen mußte. Auch viele Neuigkeiten brachte er mit, Neuigkeiten aus dem Sertão[1], andere erreichen kaum solche abgelegene Stellen, und ist es doch der Fall, dann mag kein Wort mehr daran wahr sein. Sie hätten die zwei in ihrer Einsamkeit auch wenig interessiert; die ganze Welt schien so weit abgerückt zu sein, daß sie kein Verhältnis mehr zu ihr finden konnten.

Es waren schon über acht Tage verstrichen, daß Hans Mahr von seiner Behausung fort war. Je mehr er sich ihr näherte, desto stärker wurde seine Unruhe, und er machte nur

---

[1] das Innere des Landes

halt, wenn die Müdigkeit der Tiere zu groß wurde. Dann diente ihm das Leder des Sattelzeuges als Lager, ein Säckchen mit Reis als Kopfkissen.

Endlich wurde in der Ferne das bekannte Buschwerk, das die Hütte barg, sichtbar. Vorsicht! Was konnte nicht alles in diesen Tagen geschehen sein! Abgestiegen. Die Tiere angebunden. Lautlos vorwärts.

Aber alles war ruhig, die Hütte leer. So schoß er zweimal zum Zeichen seiner Rückkehr und sattelte ab.

Auf die Schüsse hin kam Arnoldo sofort. Er konnte sich nicht sattsprechen und sattfragen, die langen, einsamen Tage, die er hier allein verbringen mußte, hatten ihn anscheinend stark bedrückt. Man kann es sich kaum vorstellen, was für Anforderungen solch ein einsames, eintöniges Leben an einen Menschen stellt, der, vom Hunger getrieben, von früh bis spät am Ufer sitzt und auf Beute wartet. Hatte er doch die letzte Zeit ausschließlich von Fischen gelebt.

Jetzt wird das Fischen leichter sein. Hans Mahr brachte viel starken Zwirn mit, aus dem sie ein Netz knüpften. Es war drei Meter lang und an den Enden an zwei Stöcken befestigt. Mit Bleikugeln beschwert, stand es wie eine Wand im Wasser.

Jeden Tag trugen sie ein beträchtliches Quantum an Beute in die Hütte, um sich für die Regenzeit genügend mit Proviant zu versorgen, und abends, wenn die Sonne hinter den niedrigen Baumwipfeln verschwand, salzten sie die Fische und hingen sie zum Dörren auf.

Eines Tages fingen sie auch einen kleinen Fisch mit langen Fühlern, der eigentümliche, menschlichem Stöhnen ähnliche Laute von sich gab. Arnoldo griff nach ihm, schrie laut auf

und schleuderte ihn in weitem Bogen von sich: in den Flossen waren nadelscharfe Spitzen verborgen.

War der Stich giftig? Sie wußten es nicht. Die Wunden wurden ausgesaugt, die Schmerzen verschwanden jedoch nach einigen Stunden, ohne irgendwelche böse Folgen zu haben.

Solche und ähnliche Zwischenfälle gab es viele, aber den Hunger brauchten sie jetzt nicht mehr zu fürchten: Reihen und Reihen gedörrter Fische hingen in der Hütte. Bald würden sie sogar an ihren Verkauf denken können. Die Spuren im Sande waren vergessen.

Der Fischfang, trotzdem diese Tätigkeit eine sehr schmutzige ist, tat den beiden stark entnervten Menschen wohl. Sie wirkte beruhigend, spannte nicht die Nerven an, wie dies das Diamantsuchen mit sich bringt, jeden Tag in der Erwartung des „großen Steines".

Nach ihren Berechnungen konnte das Garimpo bei einer täglichen Arbeitszeit von acht bis zehn Stunden erst in vier Jahren ganz ausgebeutet sein. Weiter vom Ufer entfernt senkte sich der Sandstein beträchtlich, was bei der Gleichmäßigkeit der Lage des Cascalhos auf größere Mengen von Diamanten schließen ließ. Sie waren davon überzeugt, daß hier Steine von hohem Werte liegen mußten. So beschlossen sie, sich hier für längere Zeit anzusiedeln und einige Pflanzungen anzulegen. Auch für saftiges Weideland sorgten sie, indem eine große Fläche des harten Kampgrases abgebrannt wurde.

Drei Tragtiere mit Fischen zum Verkauf beladen, machte sich Hans Mahr nach einigen Wochen auf den Weg nach der Siedlung. Dort kaufte er für ein paar Diamanten zwei Maulesel mit den nötigen Packsätteln, Reis und Bohnen, sowie

Zuckerrohr und Mandiokastöcke zum Pflanzen[1]. Auch Cachaça wurde nicht vergessen und eine Lata[2] Petroleum.

Unverzüglich trat er den Rückweg an.

Irgendwo hatte es geregnet. Das Wasser in den Flüssen war hoch, und am Abend des dritten Tages sah er sich genötigt, sein Nachtlager schon frühzeitig am Ufer eines stark angeschwollenen Baches aufzuschlagen. Ihn bei der rasch hereinbrechenden Dunkelheit mit den schwer bepackten Tieren zu durchqueren, hieße sich in ein zu großes Wagnis begeben.

Die fünf Tragtiere fraßen das rauhe, harte Gras. Hans Mahr badete die durch die Insektenstiche wunden, geschwollenen Füße im schwarzen Wasser und legte sich zur Ruhe nieder, einen Haufen trockener Äste in Reichweite, so daß er nur die Hand auszustrecken brauchte, um dem Feuer Nahrung zu geben.

Er mochte jedoch noch nicht lange geschlafen haben, als er aufschrak. In diesen Gegenden erwacht man selten harmonisch, langsam das Bewußtsein gewinnend.

Es regnete.

Den Proviant, so gut es ging, mit Rinderhäuten schützend, schlief er wieder ein, aber nicht auf lange. Das Geheul eines Jaguars machte ihn plötzlich hellwach. Das Feuer war am Erlöschen. Er fachte es wieder an und begab sich, den Revolver in der Hand, auf die Suche nach den Tragtieren, die, die Gefahr witternd, von selbst zurückkehrten. Sie schauten

---

[1] Mandioka wird gepflanzt, indem man die Äste der Staude in die Erde steckt, verzehrt werden nur die Wurzeln, die von der Form von Rüben, einen kartoffelähnlichen Geschmack haben und vornehmlich als Mehl, farinha di mandioca, genossen werden, als Zugabe zu den Bohnen

[2] Blechbüchse

sich ängstlich um und waren sehr unruhig. Der Jaguar mußte irgendwo in der Nähe sein. Es war nicht leicht, die verängstigten Tiere am Feuer festzuhalten, konnten sie doch, von Angst ergriffen, jeden Augenblick Reißaus nehmen und in die Krallen des Räubers fallen.

Die Nacht mit ihrem schwarzen Mantel umhüllte alles. Unbekannte Laute redeten von fremdem, feindlichem Leben. Das Lagerfeuer war dieser Dunkelheit gegenüber machtlos. Wie verloren huschte sein gelbroter Schein um den einsamen Menschen und ließ einige Schritte harter, steiniger Erde erkennen. Sonst nichts. Undurchdringliche Finsternis, in der der Tod lauerte...

Aber der Jaguar schien sich zu entfernen. Die Tiere wurden ruhiger. Er durfte wieder wagen, zu schlafen.

Die ersten Strahlen der aufgehenden Sonne sahen ihn schon beim Packen. Sie verjagten die nächtliche Kälte und trockneten die Kleidung. In ihrem Lichte ging die Überquerung des Flusses ohne Zwischenfälle vonstatten.

Mittags hielt er der durch die Hitze ermatteten Tiere wegen eine zweistündige Rast. Es fing wieder an zu regnen. In den Mantel gehüllt ging es weiter. Der Regen wollte kein Ende nehmen. Es war eine häßliche Nacht. Er fror, und die Erhaltung des Lagerfeuers kostete besondere Mühe.

Am Nachmittag war endlich vertrautes Gebiet erreicht. Die Tiere liefen in schnellem Trab, auch sie fühlten, daß das Ende ihrer Anstrengungen nahe war, als er plötzlich in zehn Schritt Entfernung einen Indianer gewahrte, mit Pfeil und Bogen bewaffnet. Auf ihn zureitend, die Waffe für alle Fälle schußbereit, ließ er sein Pferd in Schritt fallen. Der Mann jedoch wandte sich und sprang in den Busch. Bäume, Gestrüpp und Schlingpflanzen bildeten hier ein romantisches

Durcheinander, für das Hans Mahr in diesem Augenblick nur Verwünschungen hatte. Wie leicht konnte ihn aus dem Hinterhalt der mörderische Pfeil treffen!

Im allgemeinen sind die Indianer Matto Grossos, wenn sie nicht angegriffen werden, nicht gefährlich. Sie haben ein sehr schweres Dasein, sind arm und in die unfruchtbarsten Gegenden zurückgedrängt worden. Aber man konnte ja nie wissen...

Vorübergeritten, schaute er zurück. Da stand der Indianer wieder und grinste. Hans Mahr fielen die Spuren im Sande ein. Voll Unruhe trieb er die Tiere vorwärts und atmete erst erleichtert auf, als er Arnoldo wohlbehalten ihm entgegeneilen sah.

Ein Wiedersehen zwischen zwei Menschen, die den gleichen Fluch der Verbannung, wenn auch einer freiwilligen, miteinander tragen müssen, ist immer ein Augenblick, der den beiden zeigt, wie sehr sie einander brauchen.

*

Die Bepflanzung der Roça machte ihnen viel Freude. Das schwere Beil fraß sich in das Holz, krachend stürzte ein Baum nach dem anderen und bildete einen undurchdringlich scheinenden Wirrwarr. Sie erleichterten sich die Arbeit, indem die großen Stämme mit den Pferden abgeschleppt wurden, im Gegensatz zu der brasilianischen Arbeitsweise, wo sie so lange an Ort und Stelle liegen bleiben, bis sie vermodern. Es war keine leichte Arbeit, die Hände bedeckten sich mit Blutblasen und schmerzten, aber sie sicherte ihnen die Diamanten. Ihnen wird es nicht ergehen wie den vielen, die nach monatelanger, harter Arbeit und Entbehrungen ihr Garimpo aufgeben müssen, weil sie keinen Proviant mehr haben und zerbrochen an Leib und Seele zurückkehren in die Städte, in denen sie



DIAMANTSUCHER VOR IHRER HÜTTE



dann verkommen. Sie brauchten sich nicht vor dem Schreckgespenst „Hunger“ zu fürchten, sie konnten arbeiten, solange sie wollten. Und das Krachen der gefällten Bäume, das Knistern des Feuers hallten im Walde wider und vereinigten sich mit ihrem Gesang zu einem frohen Lied der Arbeit.

Nach dem Verbrennen der gerodeten Bäume wurden Zuckerrohr und Mandioka gepflanzt, sowie Apfelsinen und Zitronen. Wie leicht hört sich dies an, und wie schwer ist diese Arbeit! Früh, bei Sonnenaufgang, begannen sie, und spät, wenn die Sonne unterging, hörten sie auf. Die zerrissene Kleidung schützte nicht vor der Hitze und den endlosen Schwärmen der Moskitos. Es war eine Sklavenarbeit, die in einem Hetztempo gemacht wurde, damit desto eher an die Diamantenausbeute geschritten werden konnte. Zum Schluß pflanzten sie noch Bohnen, Mais und Reis und bauten eine Wassermühle nach brasilianischer Art zur Enthülsung des letzteren. Es ist dies ein beweglicher Holzklotz, dessen eines Ende, kesselförmig ausgehöhlt, zur Aufnahme des Wassers dient. Sobald die Vertiefung gefüllt ist, hebt sich das andere Ende des Klotzes in die Höhe, wobei sich das Wasser entleert und den Hebel mit aller Kraft in einen sich darunter befindlichen Holzmörser zurückschnellen läßt.

Bei dem nächsten Ritt in die Siedlung brachte Hans Mahr einen Hund mit, der sie bewachen und ihnen beim Aufsuchen der Pferde behilflich sein sollte. Es war ein großes, kluges Tier, das ihnen ihre Wünsche von den Augen ablas und sehr viel zur Zerstreuung während der schweren, von Sehnsucht verbitterten Stunden der langen, dunklen Abende beitrug.

Sie freuten sich, daß sie nun unbekümmert um das Tägliche an die Ausbeutung ihres Garimpos schreiten konnten.

Es herrscht in weiten Kreisen oft die falsche Meinung,

daß der Diamantsucher sehr beweglich sein und viel reiten muß. Dem ist nicht so. Er muß es nur so lange sein, bis er eine gute Stelle gefunden hat. Dann arbeitet er an einem Ort oft jahrelang.

*

Die Regenzeit hatte begonnen. Es regnete jede Nacht und auch tagsüber, meistens von 12 Uhr mittags ab. Die Flüsse wurden zu reißenden Strömen, daß man sie nicht mehr passieren konnte, und so waren Hans Mahr und Arnoldo von aller Welt abgeschnitten, sechs lange Monate hindurch, von Oktober bis März. Dieses Wissen gibt ein eigentümliches Gefühl der Machtlosigkeit und Abgeschiedenheit. Der Wunsch, mit Menschen zu reden, von ihnen umgeben zu sein, wird übermächtig. Man fürchtet die einsamen Stunden, und um sich zu vergessen, spricht man endlos. Aber bald hilft auch das nicht mehr. Man hat sich in den ersten Tagen müde gesprochen. Die beiden hatten nun schon so lange gelebt, ohne Menschen zu sehen und hatten es ertragen gekonnt, aber jetzt, wo eine fremde Macht sich zwischen sie und die Welt stellte, empfanden sie plötzlich, wie endlos weit und unüberwindlich sie von den Menschen entfernt waren. Bücher besaßen sie nicht, die Arbeit im Garimpo mußte bis auf wenige Stunden am Tage eingestellt und das Fischen ganz aufgegeben werden. Sie saßen meistens in der Hütte. Abends breiteten sie auf dem selbstgezimmerten Tisch die gefundenen Steine aus und sortierten sie. Die unreinen wurden separat von den weißen und farbigen gelegt. Insgesamt waren es schon über zweihundert, und einer von ihnen wog drei Quilate[1]. Sie schätzten seinen Wert auf etwa 1600 Milreis, die der übrigen auf 8000. Aber

[1] Karat

die Zukunft lag ja noch im Kiesel. Die Steine kamen regelmäßig, so daß man es fast mathematisch berechnen konnte. Auf jeden Kubikmeter Geröll fiel durchschnittlich eine ganz bestimmte Anzahl Diamanten, und diese vergrößerte sich, je tiefer sie in die Erde eindrangen.

Um sich die langen, einsamen Stunden zu verkürzen, verfertigten sie ein Schachspiel aus Steinen. Sie schalten dieselben, wenn einer von ihnen einen falschen Zug machte, und die schweigsamen Steine nahmen geduldig alle ihre Fehler auf sich. Jetzt begann in ihrem Dasein eine neue Ära, denn das Schachspiel war schuld daran, daß sie schon nach wenigen Wochen im Dunkel sitzen mußten, hatten sie sich ihm an den Abenden doch zu lange hingegeben und den Vorrat an Petroleum zu rasch verbraucht. Ihre Stimmung war aber besser geworden. Sie hatten sich allmählich an den Zustand der Freiheitsberaubung gewöhnt und sich mit ihrer Lage abgefunden. Die Regenzeit wird ja auch nicht ewig dauern! Jeden Tag regnete es schon weniger, nur die Dunkelheit war immer schwerer zu ertragen, die langen Abende, an denen man stumm in das Feuer starrte, diese dunklen Abende, die von der Heimat redeten, von allem, was sie an Liebem und Schönem in ihr zurückließen... Die Sehnsucht schuf direkt körperliche Schmerzen. Man wollte in solchen Minuten kopflos rennen, gleichgültig wohin, nur um diesem Zustand zu entfliehen. Man hatte Angst vor den stillen Stunden, in denen man auf der Pritsche lag und mit brennenden Augen in die Dunkelheit starrte, während die fieberhaft durch den Kopf schießenden Gedanken immer dasselbe sagten. Man hatte Furcht vor dieser Stille, man hatte aber auch Furcht, sie zu unterbrechen. Oft waren diese Stunden daran schuld, daß man ganze Nächte lang kein Auge schloß und erst am Morgen,

wie erlöst, in einen tiefen Schlaf sank. Sie dachten auch an die Spuren im Sande. Diese brauchten sie aber jetzt nicht zu beunruhigen, waren sie ja von aller Welt abgeschnitten.

Je mehr die Regenzeit sich ihrem Ende näherte, desto ungeduldiger wurden sie. Und eines Tages fiel das Wasser im Fluß. Sie ritten beide, nur der Hund blieb als Wächter zurück.

Die Siedlung war bald erreicht, da sie die Tiere wechseln konnten, denn zwei von ihnen liefen leer, und das eine war nur leicht mit Proviant beladen. Wie groß war aber ihr Erstaunen, als sie an Stelle des erwarteten, geschäftigen Lebens nur zerstörte Hütten fanden, die, halb mit Gestrüpp verwachsen, schweigend träumten, als ständen sie schon jahrelang hier in der Vergessenheit.

Im nächsten Dorf erfuhren sie, daß die Siedlung über Nacht verlassen wurde, weil man gehört hatte, daß an einer anderen Stelle gute Diamantfunde gemacht worden waren.

*

Der Erlös für die Steine war befriedigend. Sie kauften fünf Tragtiere, so daß ihre Tropa nun zehn Tiere umfaßte, die alle, außer den zwei Reitpferden, mit Werkzeugen und Proviant schwer beladen werden sollten.

Eine Enttäuschung bereitete ihnen jedoch das Dorf selbst. Die Sehnsucht nach Menschen, unter der sie in den langen Monaten so litten, hatte es in der Phantasie in den schönsten Farben ausgemalt. Die Wirklichkeit befriedigte jetzt nicht. Sie sahen, wie sehr auch das Dorf von der ganzen Welt abgeschnitten war. Keine Zeitungen, kein Theater, keine Bücher, nichts. Die Einsamkeit ist besser als die Gesellschaft von Menschen, die von aller Kultur entfernt sind. So sehnten sie

sich bald zurück in die Wildnis, die ihnen zur zweiten Heimat geworden war.

Kurz vor der Abreise schlenderten sie noch ein letztes Mal durch die ungepflasterten Straßen und schauten in die Verkaufsläden, ob es nicht noch etwas zu kaufen gäbe, als Hans Mahr von einem hageren, schwindsüchtigen Mann angesprochen wurde. Er hatte ihn seinerzeit auf dem Ritt in das Diamantengebiet getroffen und ihm aus seiner Reiseapotheke ärztliche Hilfe zuteil werden lassen. Derselbe hatte damals eine häßliche Wunde am Fuß, die ihn seit Jahren quälte und schon die Hoffnung aufgeben ließ, jemals wieder gesund zu werden. Er reinigte die Wunde, in der bereits Würmer waren, und die einen unerträglichen Geruch verbreitete, und hinterließ ihm bei seiner Abreise einige Salben und Desinfektionsmittel.

„João, wie gut, daß ich Sie treffe! Sie haben mir das Leben gerettet. Verfügen Sie über mich, es gehört Ihnen."

Es war das erste Mal, daß Hans Mahr von einem Brasilianer solche Worte der Dankbarkeit und Freundschaft hörte, aber was konnte ein Tuberkulosekranker ihm nützen?

„Schlagen Sie es nicht ab. Sie befinden sich in Gefahr, in der jeder Arm Ihnen von Nutzen sein kann."

„Gefahr...? Ich in Gefahr?" Hans Mahr lachte. Der Mann sah Gespenster. Er war sich bewußt, keine Feinde zu besitzen, und ihr Garimpo lag so versteckt und abgelegen, daß Räuber schwerlich Kunde von ihm haben konnten.

„Erinnern Sie sich des Mulatten Antonio, bei dem Sie übernachteten, als Sie noch auf der Reise nach Rio das Garças waren?"

„Ich habe bei vielen Antonios übernachtet und weiß wirklich nicht..."

„Es war derjenige, der auf Sie eifersüchtig wurde..."

„Ach ja, jetzt besinne ich mich..."

Es war auf seinem Ritt in das Diamantengebiet gewesen. Er hatte in einer Hütte übernachtet, und da es am nächsten Morgen stark regnete, war er der Einladung seiner Gastgeber, noch eine zweite Nacht zu verweilen, gefolgt. Dies sollte jedoch der jungen Frau des Mulatten und ihm verhängnisvoll werden. Sie hatten tagsüber gescherzt und gelacht, und er hatte dem jungen Weibe, das nichts anderes kannte, als das rauhe Leben der Wildnis, von den großen, bunten Städten der Küste erzählt, obgleich er zu bemerken glaubte, daß es Antonio, ihrem Mann, nicht gefiel. Von den Strapazen der langen Reise erschöpft, ließ er sich die vorgesetzten Reis und Bohnen trefflich munden und sprach reichlich dem frischen Obst zu, das sie ihm bereitwilligst boten.

In der Nacht erwachte er mit heftigen Leibschmerzen, die ihn zwangen, hinauszugehen. Draußen herrschte graue Dämmerung und ließ alles verschwommen und undeutlich erscheinen. Wenige Schritte von der Hütte entfernt, gewahrte man die Konturen eines Gebüsches. Als er einige Minuten dort in der Stille der Nacht zwischen den stachligen Grashalmen und in der Gefahr, jeden Augenblick von einer Schlange gebissen zu werden, verweilt hatte, tönte plötzlich aus der Hütte die Stimme des Mulatten, der erregt nach seinem Weibe rief. Er hörte das Klappern des Karabiners, der entsichert wurde, und nun schrie die sich vor Aufregung und Wut überschlagende Stimme auch seinen Namen. Hervortretend, erblickte er das zitternde Weib, das von der anderen Seite aus demselben Busch kroch. Da es an einer Toilette mangelte, war man gezwungen, sich nach Wunsch einzurichten. Als sie gehört hatte, daß er von der anderen

Seite in dasselbe Gebüsch trat, verhielt sie sich mucksmäuschenstill, aus Furcht, bemerkt zu werden.

Der Mann war außer sich vor Eifersucht und Wut und nicht fähig, die einfachsten Dinge zu begreifen. Es blieb Hans Mahr nichts anderes übrig, als sein Pferd zu satteln und sofort die Weiterreise anzutreten.

„... Ich verirrte mich in jener Nacht und mußte lange umherreiten, bis ich wieder den richtigen Weg fand."

„Das war Ihr Glück", fuhr der Kranke fort. „Antonio schlug seine Frau zu Tode. Dann erinnerte er sich daran, daß Sie noch am Leben seien, sattelte sein bestes Pferd und jagte Ihnen nach. Da er Sie nicht fand, verkaufte er alles, was er besaß, und ritt in die Diamantengebiete, die, wie er wußte, Ihr Reiseziel waren. Hier erfuhr er, daß Sie sich in der Gegend des Bandeiraflusses aufhielten, aber niemand wußte, wo Ihr Garimpo lag. Ihm wurde nur berichtet, daß Sie von Zeit zu Zeit ins Dorf kämen, um Diamanten zu verkaufen und sich mit Proviant zu versorgen. So blieb er daselbst und kaufte einige Pferde, die für die besten der Gegend galten. Dann verschwand er, niemand wußte wohin, um erst kurz vor der Regenzeit zurückzukehren."

„Und wo befindet er sich jetzt?"

„Seit Tagen verreist, ohne ein Ziel anzugeben. Sie dürfen aber nicht hier bleiben, denn er kann jeden Augenblick wieder eintreffen."

„Kennen Sie die Richtung, die er einschlug?"

Der Gefragte wies in die Gegend, in der ihr Garimpo lag.

Die Spuren im Sande... Natürlich! Es konnte gar nichts anderes sein. Es war Antonio, der gekommen war, um an Hans Mahr Rache zu nehmen. Indianer mochten ihm den

Weg zu ihrem Garimpo gewiesen haben. In jener Nacht hatte ihn vielleicht eine Schlange oder sonstiges Tier erschreckt, daß er, alle Vorsicht vergessend, zur Waffe griff. Da er wußte, daß sie durch den Schuß gewarnt worden waren, verschwand er wieder, auf einen günstigeren Zeitpunkt wartend.

Sie sattelten sogleich, hatte er doch schon einige Tage Vorsprung. Zwei Tiere liefen leer, denn sie nahmen nicht die ganze Ladung mit, um rascher reiten zu können. Während der kurzen Rasten fraßen die Tiere hastig, ohne abgeladen zu werden, und weiter ging es, die ganzen Tage und halbe Nächte lang. Bei einem solchen Eiltempo mußte sich die Reise von fünf auf drei Tage verkürzen lassen. Die Nerven waren so angespannt, daß sie nachts kein Auge schließen konnten. Am Tage schliefen sie oft vor Übermüdung im Sattel ein.

Endlich der letzte Reittag! Die erschöpften Tiere schleppten sich kaum noch vorwärts. Sie wurden heute von den beiden, die vor Aufregung fieberten, besonders oft angetrieben.

Nun sahen sie in der Ferne schon die Waldung, in der ihr kleines Paradies seinen Platz gefunden hatte. Sie riefen und pfiffen. Warum kam Nero, der Hund, nicht? Sollte ihn der Hunger in den Wald getrieben haben, oder...?

Eine dünne Rauchwolke, die aus dem Busch aufstieg, verzog sich in der klaren Nachmittagsluft. Jemand war dort, jemand hatte da ein Feuer angezündet. Das besagte nichts Gutes.

Sie rasten an den letzten Bäumen vorüber und... zwischen der noch glimmenden Asche ragten vor ihren entsetzten Blicken die schwarzen, verkohlten Pfähle ihrer Hütte. Alles war zerstört. Die kleinen Fruchtbäume waren abgehauen, die Pflanzungen vernichtet, und Nero, ihr Freund, lag in einer

Blutlache. Das treue Tier hatte sich lange gequält; Blutspuren zeigten, daß er sich vergeblich zu der Hütte gemüht hatte.

„Nero! Nero!“

Da hob es langsam den Kopf. Es lebte noch..., schaute mit seinen klugen, müden Augen ihnen klagend entgegen und winselte leise.

Das Garimpo war verwüstet und der Bach so umgeleitet worden, daß große Erdmassen einstürzten. Die monatelange, harte Arbeit war vernichtet.

Plötzlich — ein Schuß!

Das Tier, auf dem Hans Mahr saß, machte einen wilden Sprung und brach zusammen. Rasch warfen sie sich zu Boden, Deckung suchend. Schüsse krachten! Und dann, ehe Hans Mahr es verhindern konnte, sprang Arnoldo auf und stürzte, wild feuernd, vorwärts in den Busch.

Die warnenden Rufe kamen zu spät. Schon hatte das mörderische Blei ihn getroffen. Mit einem Schrei sank er tot zu Boden.

*

Die Nacht brach an. Die Tiere liefen auseinander, beladen, wie sie waren, um sich Futter zu suchen. Das Winseln des sterbenden Hundes war längst verstummt. Hans Mahr saß unbeweglich, konnte keinen Gedanken fassen, konnte nichts begreifen. Es war, als ob sein Geist gefesselt worden wäre.

Am Morgen kam die Sonne. Er saß immer noch, den Kopf in die Hände gestützt, und starrte vor sich hin, als ein Stöhnen ihn aufschrecken ließ.

Er stürzte zu Arnoldo, aber der war lange tot. Im Gebüsch jedoch lag ein Mann. Er erkannte ihn sofort: es war

Antonio. Ein dünner Faden Blutes sickerte ihm aus dem Munde und färbte das Hemd auf seiner dunklen Brust mit hellen, roten Flecken. „Du bist nicht tot...“, röchelte er, und flammender Haß sprach aus seinen wild irrenden Augen. „Dein Leben soll schlimmer sein als der Tod. Nie sollst du glücklich werden! Der Giftpfeil der Indianer soll dich treffen, aber nicht töten. Die beständige Erwartung des Todes — das sei dein Los! Ich sterbe, aber meine Rache wird ewig um dich sein, und mein Haß dir alles Glück ersticken...“

Schweigend, wie gelähmt, stand Hans Mahr und lauschte den Worten des Sterbenden.

Noch ein letztes, haßerfülltes Aufbäumen, dann war er allein, allein mit den beiden Toten und zwischen den Ruinen ihrer harten Arbeit, ihrer langen, qualvollen, einsamen Stunden, ihrer Leiden und Hoffnungen, die die wahnsinnige Einbildung dieses Mannes, der selbst sein Glück zerstörte, zertrümmert hatte...

Wozu? Warum das alles...?

Er suchte eines der Pferde und ritt davon, um nie wieder zurückzukehren.

VI

DER KREIS DES TODES – VON DEN FLUTEN VERSCHLUNGEN – UNTER KANNIBALEN

Alles war vernichtet, alles verloren. Das Garimpo instandzusetzen, würde Monate harter Arbeit kosten; auch die Geräte und Werkzeuge fielen der Rache Antonios zum Opfer. Und da er nicht mehr genügend Geldmittel besaß, um andere zu beschaffen, beschloß Hans Mahr, sich abermals einer Gruppe Diamantsucher anzuschließen, die für einen arbeiteten, der glücklicher gewesen war als sie, bis er soviel erspart haben würde, um von neuem selbständig werden zu können. Die Schätze des verlassenen Garimpos gaben ihm keine Ruhe.

Wohl war es nicht leicht, wieder von vorn zu beginnen, sich damit abfinden zu müssen, daß der Traum von Selbständigkeit und Reichtum zerrann, aber der Wille zu siegen und der Wunsch, ihn einmal dennoch verwirklicht zu sehen, erlangten die Oberhand und ließen ihn mit neuen Hoffnungen an die Arbeit gehen.

Wie vielen hatte das Schicksal alles zerstört, sie immer wieder zurückwerfend, wenn sie wähnten, das Glück binnen kurzem in den Händen zu halten! Diejenigen, die zu schwach waren und nicht immer wieder den Mut zu neuer Hoffnung aufbringen konnten, wurden unbarmherzig zermalmt, und nur die Starken siegten früher oder später oder konnten doch wenigstens ihr Dasein fristen...

Eines Tages, sie saßen beim Mittagsmahl, erzählte einer, daß im benachbarten Garimpo ein Mann eingetroffen wäre, der von merkwürdigen Dingen rede und krank sei. Nur mit Mühe hätte er sich dahergeschleppt, nackt und mit Schwielen

und Narben bedeckt. Langes, ergrautes Haar hänge ihm in Strähnen in das aschfahle Gesicht, aus dem die eingesunkenen Augen im Fieber brennen. Vieles wisse er zu berichten, was noch niemand gehört habe.

Dies war es, was Hans Mahr bewogen hatte, die nassen Lumpen der Arbeitskleidung für den Nachmittag in die Sonne zu breiten und auf seinem „Braunen" in der Richtung des benachbarten Garimpos hinzusprengen.

Es war Abend, als er daselbst eintraf.

Schon von weitem sah er die Garimpeiros um einen hochgewachsenen, breitschultrigen Mann versammelt; Fieber schüttelte ihn, und die Augen glänzten in eigentümlichem Feuer, fast dünkte es Hans Mahr dasjenige des Irrsinns zu sein.

„... Die weißen Kreideküsten Irlands sind meine Heimat. Es ist lange her, daß ich sie zum letzten Male sah. Weit bin ich gewandert, habe viel gesehen, viel gehört. Es mögen fünf Jahre her sein, es mögen auch zehn sein, daß ich mit einer Anzahl Gleichgesinnter den Weg den Amazonasstrom hinauf nahm. Längst gab ich es auf, die Jahre zu zählen ..."

Seine große, hagere Figur schwankte beim Sprechen im Takt mit den eintönigen Worten. Sein Mund mit den dünnen Lippen über den breiten, gelben Zähnen ähnelte demjenigen eines Affen. Der lange Aufenthalt in der Wildnis hatte ihm etwas Tierhaftes verliehen, er war vertraut mit ihr, als ob er in ihr geboren und aufgewachsen wäre. Durch die Lumpen, mit denen die Garimpeiros seine Blöße bedeckt hatten, schimmerte die braune Haut. Sie war hart wie Leder, daß er gleich den Indianern durch die stachligen Büsche kriechen konnte, ohne sich an ihren Dornen zu verletzen. Auch die lästigen Moskitos schienen ihm nichts anhaben zu können. Die Bißstellen schwollen bei ihm nicht mehr an, und seine Füße mit

den stark ausgebildeten, großen Zehen waren rauh und hart wie bei einem Tier. Schon lange mochten sie keine Schuhe getragen haben.

„... Viele Jahre sind es her, daß ich mich einer Expedition anschloß, die den Amazonas hinauffuhr. Ich bin Mechaniker, und sie nahmen mich gern mit..."

Er verstummte wieder. Es war, als ob er sich sammeln wollte, sich besinnen müsse.

Jetzt, wo Hunger und Durst gestillt waren, brannte nur noch das Fieber und trieb ihn, daß er reden mußte. Und immer von neuem überflutete ihn die Freude, unter Menschen zu sein, sich gerettet zu wissen, daß seine zitternden Hände in heißer Dankbarkeit nach den Nachbarn griffen.

Mit ernsten, harten Gesichtern saß der Kreis der Garimpeiros um ihn.

„... Lange irrte ich durch die Wildnis, selbst ein Teil von ihr, ein wildes Tier... Ach, Menschen sind jetzt um mich! Lebende Menschen und nicht Ausgeburten meines Hirns, wie sie so oft neben mir herschritten im feuchten Dämmern des Waldes, wo, Sendboten der Hölle gleich, Orchideen und Lianen im Laubwerk flammten und fremdartige, buntschillernde Falter wie Irrlichter flatterten im grünen Gewirr, darin Fieber brauten und Tod lauerte..."

Er griff sich an die Stirn, die Augen wurden groß und starr.

„... Ich habe ihn gesehen!... Ich sah... Nie glaubte ich früher, daß so etwas möglich wäre... Vielgestaltig ist alles an den geheimnisvollen Wassern, leuchtend, schön und giftig, grauenvoll und wie Feuer brennend wie das Glas Cachaça, das ihr mir reichtet, Freunde. Du trinkst es, neuer

Lebensmut durchströmt dich, um dich später desto tiefer hinabzuschleudern ins Nichts..."

Erschöpft sank er zurück. Große Schweißtropfen perlten ihm auf der Stirn, und sein Gesicht wurde fahl, wie das eines Toten. Sie schoben ihm ein Kissen unter den Kopf. Unter den rauhen Decken flog sein Körper, von Fieberschauern geschüttelt.

Aber bald ließ der Anfall wieder nach. Der Frost, der ihn beben gemacht hatte, war Hitze gewichen, und mit hektisch-roten Flecken auf den eingefallenen Wangen begann er von neuem zu reden, schnell und sich überstürzend, als fürchte er, das Ende seiner Erzählung nicht mehr zu erleben.

„Ich war ein junger Bursche von fünfundzwanzig Jahren. Matrosen, die in unser Städtchen kamen, wußten von fernen Ländern Märchenhaftes zu berichten. Von Brasilien sprachen sie, das noch unerforschte Geheimnisse berge, wo Diamanten und Gold scheffelweise in der Erde lägen... Ja, die Erde birgt hier wohl ungeheuere Schätze, aber sie behütet sie geizig in ihrem dunklen Schoß, und es ist schwer, sie ihr zu entreißen. Davon sprachen sie nicht... Sie spotteten im Gegenteil der Gefahren und lachten, ihrer Kraft bewußt, des Sieges sicher. Die Gefahren, mit denen man kämpfen kann, von Mann zu Mann, sie sind auch nicht unsere ärgsten Feinde. Die Krankheiten sind es, die schleichenden Gifte, der Regen, die Hitze und die im Pesthauche des tropischen Waldes atmenden Insekten und das Gewürm. Sie müssen wir fürchten.

So zog ich denn aus über das Wasser...

Wir waren unser sechs. Mit Waffen, Munition und derbem Schuhwerk gut ausgerüstet, glaubten wir wohlgemut der Zukunft entgegengehen zu können und trugen doch schon den Keim des Unterganges zu Beginn unserer Wanderung

mit uns. An Hängematten und die unentbehrlichen Moskitonetze hatten wir nicht gedacht, auch Chinin gegen das Fieber führten wir in viel zu kleiner Menge mit uns.

Unter der Last der Munition keuchend, dessen großes Quantum hier, wo es keine Kämpfe zu bestehen gab, vollkommen unnütz war, schritten wir fürbaß. Unser Ziel war das Amazonasgebiet, wo, wie man erzählte, große Schätze an Gold zu finden sein sollten.

Wir erreichten es auch ohne Schwierigkeiten.

Majestätisch wälzt der Strom der Ströme seine Fluten durch ausgedehnte Landstrecken, bis das alles verschlingende Meer auch ihn aufnimmt. Auf seinen Wassern ihn hinabschwimmend, sieht man die Ufer immer weiter zurücktreten, bis sie ganz in der Ferne verdämmern, daß der Strom selbst wie ein Meer erscheint, und man steht erstaunt, die Erde hier, soweit das Auge reicht, durchschnitten zu sehen, geteilt in zwei Hälften. Nähert man sich aber den Ufern, bietet sich den entzückten Blicken ein seltenes Bild üppigster, tropischer Vegetation. Seltsam geformte Blüten hängen gleich fremdartigen Fabelwesen, den leuchtenden Riesenfaltern gleich, die selbst wie vom Winde bewegte Blumen, schwer und träge, in der von Wünschen und Lebensgier schwangeren Luft einhergaukeln. Tief, bis in das dunkle Wasser lassen die Schlingpflanzen ihre suchenden Arme hängen, und Orchideen brennen im Grün des Waldes.

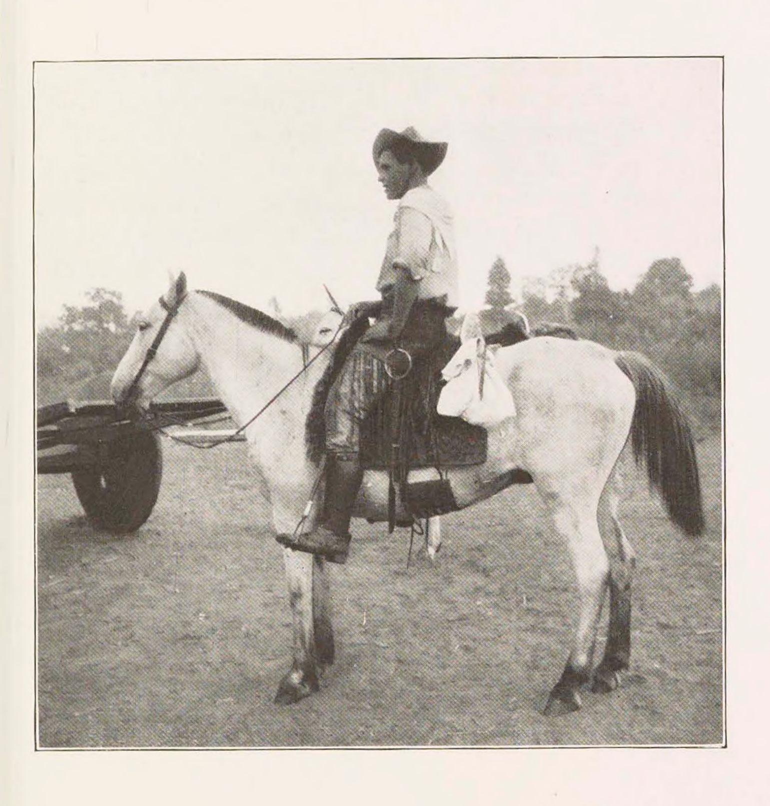
Wir hatten uns zwei Boote gebaut und ruderten die Strömung aufwärts. Unsere, dieser Arbeit ungewohnten Hände bedeckten sich bald mit Blasen, die uns stark behinderten. Ihr werdet lachen: Blasen! Und doch sind es lauter Kleinigkeiten, die in Europa lächerlich erscheinen, die aber hier oft das Leben fordern.

Unter Schlangen hatten wir nicht zu leiden, wenn wir ihrer auch viele ansichtig wurden. Wir waren durch unsere derbe Kleidung gut geschützt, auch greifen sie die Menschen, falls sie in Ruhe gelassen und nicht erschreckt werden, nur selten an. Ebenso waren es nicht die Krokodile, die wir faul und träge im Uferschlamm liegen oder deren Schuppenpanzer wir bei Annäherung der Boote im Wasser auftauchen und verschwinden sahen, die uns bedrohten. Nein, aber ganz kleine Mücken, die uns stachen und uns den erbittertsten Feind jener Gebiete bescherten, das Malariafieber, daß wir, von Frost und Hitze geschüttelt, schwach und matt wurden an Körper und Geist. Mich selbst hatte damals die tückische Krankheit merkwürdigerweise verschont, aber auch die anderen dachten nicht daran, die Fahrt zu unterbrechen oder gar umzukehren.

So waren wir in eines der vielen in den Amazonasstrom einmündenden Wasser gebogen, das nach unserer Berechnung der Rio ‚Tapajos' sein mußte. Auch er teilte sich, und wir ruderten nun einen Fluß aufwärts, dessen Namen wir nicht kannten, und der auf keiner Karte zu finden war.

Schon waren Monate vergangen, daß wir uns auf der Reise befanden. Viel Neues und Interessantes hatten wir gesehen und erlebt, aber immer heftiger wütete das Fieber, hatten wir doch längst kein Chinin mehr, es zu bekämpfen. Dann begann es zu regnen, und über Nacht schwoll der Fluß zum reißenden Strome an, dessen gurgelnde Wasser große, entwurzelte Bäume in rasender Fahrt mit sich führten.

Unmöglich, gegen die Strömung zu kämpfen! Wir mußten den Gedanken, noch weiter vorzudringen, aufgeben, und hatten alle Hände voll zu tun, unsere Boote vor dem Kentern zu bewahren. Mit dem reißenden Wasser treibend, von Baum-



EIN MISCHLING



stämmen bedroht, jagten sie in rasender Fahrt den wild schäumenden Fluß hinab.

Da ... eine Biegung: eine bewaldete Landzunge ragte in den Strom.

Trotzdem das Wasser rechts von ihr frei und ungehindert dahinströmen konnte, schien es unwiderstehlich von ihr angezogen zu werden. Baumstämme, wild verflochtene Äste und mitten darin unsere beiden Boote trieben wir unaufhaltsam auf die malenden, kreisenden Wasser zu. Mit aller Kraft, verzweifelt, versuchten wir die Boote in die offene Fahrtrinne zu bringen, sie von den andrängenden Baumstämmen abzustoßen. Es war alles umsonst. Zu fest waren sie im Wirrwarr der sie umgebenden Urwaldriesen verstrickt, unwiderstehlich trieben wir der Hölle der Naturkräfte entgegen.

Voll Schrecken sahen wir jetzt einen großen Baum sich zwischen die beiden Boote drängen, immer weiter sie voneinander trennend. Jeden Augenblick konnte das eine, das sich in seine Krone verfangen hatte, umschlagen ... Aber ... es drehte sich langsam im Strudel der Wassermassen, immer weiter von den Zweigen nach rechts gedrängt, bis es die Mitte des Flusses erreichte und im freien Fahrwasser, gerettet, pfeilschnell stromabwärts schoß. Das andere jedoch, in dem auch ich mich befand, trieb unaufhaltsam weiter, dem verderbenbringenden Strudel zu. Nur noch weniges trennte uns von ihm. In der Ferne sahen wir das andere Boot mit seinen Insassen verschwinden. Ob sie sich retten konnten oder in den Fluten umkamen ...? Ich habe es nie erfahren ...

Um unsere Verzweiflung noch zu erhöhen, gewahrten wir, daß der Baumriese, der uns getrennt hatte und aus dessen gefährlichem Bereich uns zu befreien wir mit allen Kräften bemüht gewesen waren, sich ebenfalls mit einem Male drehte

und der Mitte des Flusses zusegelte. Hätten wir uns doch an seine Zweige geklammert und uns von ihm mitziehen lassen! Zu spät erkannten wir es. Alle Bemühungen, ihn wieder zu erreichen, waren umsonst, das Boot, schon von den strudelnden Fluten erfaßt, begann einen großen Kreis zu ziehen, der immer enger wurde.

Ich schrie den anderen zu, sich ins Wasser zu werfen, um, bevor die Gewalt des Elements im letzten, alles zermalmenden Wirbel unüberwindlich geworden war, schwimmend zu versuchen, einen der Bäume des Ufers zu erreichen, die von dem aus seinem Bett getretenen Fluß umspült wurden. Und schon sprang ich in die wogende Flut, die mit ihrer Gewalt alle Bewegung lähmte. Wie es mir gelang, mich dennoch zu befreien und einen Ast zu erfassen, mit dessen Hilfe ich mich auf den Baum emporzog, weiß ich nicht mehr.

Da saß ich nun auf dem schwankenden Ast, von den gierigen Fluten umbrüllt und umwirbelt, und schaute zu meinen Kameraden im Boot hinüber, das immer noch seine Kreise zog, langsam, ganz langsam, als ob es sich überlegte, welche Richtung es zur letzten, entscheidenden Fahrt einschlagen sollte. Die zwei in ihm standen und beobachteten gespannt dieses ruhige Schwimmen. Sie mochten sich schon gerettet wähnen, glauben im sicheren Strom zu sein. Und doch standen sie vor dem Ende, aus dem es für sie keine Rettung gab.

Ich schrie aus Leibeskräften, daß sie meinem Beispiel folgen sollten, aber das Krachen der splitternden Baumstämme übertönte die Worte. Und jetzt begann das Boot schneller zu gleiten, immer schneller. Immer enger wurde der Kreis und enger, bis es in rasender Geschwindigkeit dem Zentrum des Strudels zuwirbelte.

Ein gräßlicher Schrei hallte zu mir herüber. Er war lauter

als alles Tosen ringsum, und entsetzt sah ich das Boot in einem wüsten Durcheinander von Baumstämmen, Ästen und Holzstücken verschwinden. In seiner ganzen Länge sich aufrichtend, ragte es noch einmal für den Bruchteil einer Sekunde empor, um für immer hinabgezogen zu werden, zerschellt, zerdrückt, niedergestampft von einem der Urwaldriesen, der, von den anderen gestoßen, sich plump um die eigene Achse drehend, unnütze, verzweifelte Anstrengungen machte, den Fluten zu entrinnen.

Wie gebannt stierte ich auf die Stelle, wo das Boot verschwunden war, mich und die Gefahr ringsum vergessend.

Erst viel später gewahrte ich meine eigene Lage, zwischen Himmel und Wasser, auf dem schwankenden, von den Fluten umspülten Baum, der erzitterte, wenn einer seinesgleichen, den die Wassermassen entwurzelt hatten, ihn streifte und mit sich zu reißen drohte.

Mich wieder hinunter in die schwarzen Fluten zu wagen, in denen Krokodile mich erwarten konnten, in denen der Tod auf jedem dahersegelnden Stamme ritt, dazu fehlte mir der Mut. So saß ich, alle Nerven gespannt, wenn sich einer der Urwaldriesen meinem Sitze näherte und atmete erleichtert auf, wenn er vorüberschwamm, ohne meinen Zufluchtsort mit sich zu reißen.

Es wurde Nacht.

Ich band mich mit dem Leibriemen an einen der stärksten Zweige, um bei etwaigem Einschlafen nicht hinabzufallen, und lauschte auf das Gurgeln des Wassers und das dumpfhallende Aneinanderprallen und helle Splittern der Stämme, bis ich, halb sitzend, halb hängend, vor übergroßer Müdigkeit einschlief.

Es war ein unruhiges Schlummern, und ihr könnt euch denken, mit welcher Erleichterung ich das Morgenlicht begrüßte, das mir wieder erlaubte zu sehen.

Das Bild, das sich meinen Augen bot, war unverändert. Nur die Anzahl der treibenden Stämme mochte sich verringert haben. Ich war auf meinem Baum gefangen, ohne Nahrung, ohne die Gewißheit, trotz des Kampfes mit dem Tode ihm dennoch entrinnen zu können.

Den ganzen Tag saß ich dort und die ganze Nacht. Sie war viel schwerer zu überstehen, als die erste, obgleich die Kleidung getrocknet war, und ich nicht mehr fror. Aber der Hunger quälte, und die Kräfte ließen immer mehr nach.

Am Morgen sah ich am Fuße meines Baumes den Boden aus den Fluten tauchen.

Als ich, zitternd vor Schwäche, mich auf die Erde hinunterlassen wollte, mußte ich zu meinem Schrecken feststellen, daß es nicht möglich war. Es war überhaupt kein Boden zu spüren. Die Füße versanken in Schlamm, und ich mußte froh sein, daß ich den schützenden Baum noch nicht ganz verlassen hatte und mich wieder in seinen Bereich flüchten konnte, wollte ich nicht eines nicht weniger schrecklichen Todes sterben.

Im Laufe des Tages, unter der Einwirkung der Sonne, begann der Schlamm sich mit einer Kruste zu bedecken. Immer häufiger, immer tiefer wurden die Risse, die sie in ihn grub. Und wiederum nach einer Nacht, von der ich nichts weiß, als daß Wasser und Himmel, der Baum, in dessen Zweigen ich hing, und das Rauschen der Fluten zu einem einzigen, wogenden, tosenden Feinde wurden, dessen gierig aufgesperrter Rachen gleich dem Höllentor ewiger Verdammnis

mich jede Minute zu verschlingen drohte, konnte ich es wagen, mein Gefängnis zu verlassen.

Wohl schwankte der Boden noch unter meinen vorsichtigen Schritten, aber ich erreichte doch die feste Erde.

Nun galt es, etwas Eßbares zu finden. Nie hatte ich früher gedacht, daß dies so schwierig wäre. Die Patronen waren infolge der Nässe teilweise unbrauchbar geworden, und ich war so schwach, daß ich mich nur mit Anstrengung auf den Füßen halten konnte. Statt der eßbaren Früchte oder des Wildes, das es zu erlegen galt, sah ich nur Feuerräder sich vor meinen Augen drehen, und in meinen Ohren sauste es so laut, daß selbst das Rauschen des Flusses davon übertönt wurde. Aber endlich entdeckte ich auf einem Baum einige Vögel. Mit zitternder Hand zielte ich lange, bevor ich abdrückte.

Werde ich essen können, oder wird mir der Braten vor dem Munde davonfliegen? In diesem Augenblick gab es nichts anderes für mich auf der Welt als diese eine bange Frage.

Der Schuß krachte. Schwer, mit den Flügeln schlagend, stürzte einer der Vögel zu Boden.

Bald war ein Feuer entfacht, das ich mit Hilfe von Brennglas und Pulver rasch trockenem Holz entlockte.

Die Nacht verlief still und ruhig. Ich hatte auch keine Furcht, wollte nur schlafen.

Am nächsten Morgen konnte ich gestärkt meinen Weg fortsetzen. Ich hatte keine Ahnung, wo ich mich befand, besaß keinen Kompaß, war nur auf den Stand der Sonne angewiesen, so daß ich wenigstens nicht im Kreise umher zu irren brauchte.

So wanderte ich tage-, wochenlang, ohne Zeitrechnung, noch anderes Maß, als den Wechsel von Tag und Nacht. Meine Nahrung waren in der Hauptsache Schlangen, die ich

am Feuer briet. Nur das erste Mal hatte ich einen Ekel zu überwinden. Ich erschlug sie mit dem Stock, sobald ich ihrer ansichtig wurde, da ich die wenigen Patronen sparen mußte. Sie haben weißes, wohlschmeckendes Fleisch, ähnlich dem der Hühner. Aber nicht alle Schlangen darf man essen, es gibt auch solche, deren Genuß schädlich ist.

Am meisten hatte ich unter dem Regen zu leiden. Das ewige Wandern in der Nässe wurde schließlich so unerträglich, daß ich mir am Ufer eines Baches eine Hütte baute und beschloß, hier die Regenzeit zu überdauern. Aus Dornen und Baumfasern verfertigte ich Angelgerät. Aber man konnte mit ihm nur kleine Fische fangen, ja, oft wurde es von den großen in die Tiefe fortgerissen.

So kämpfte ich mit Hunger, Nässe und Einsamkeit und nicht zuletzt mit dem Fieber, das nun auch mich mit seiner ganzen Heftigkeit gepackt hatte.

Die Regenzeit verging, und ich brach wieder auf, um weiter ins Ungewisse zu wandern ..."

Die Augen des Kranken wurden mit einem Male groß in stierem Entsetzen. Sich jäh aufrichtend, starrte er in die unbeweglichen Gesichter seiner Zuhörer.

„Wer seid ihr? ... Wollt ihr mich auch zu Tode quälen, mich martern, wie jene ...?"

Er versuchte, aufzuspringen, wild um sich schlagend, von Angst gepackt, sank aber sogleich wieder ermattet zurück. Die Flamme des Irrsinns, die soeben noch in seinen Augen gelodert hatte, erlosch, sein Blick wurde stumpf, und er murmelte: „Ihr werdet euch wundern, aber die Wildnis hat mir alle Kraft geraubt, nur schlafen will ich, schlafen ..."

Es war spät geworden. Sie alle waren müde, und bald herrschte tiefe Stille um das Feuer, über dem die Töpfe mit

den Bohnen hingen, und das leise knisterte und flackerte, wenn der Wind darüberstrich...

*

Am nächsten Morgen konnte der Kranke sich nicht mehr erheben, schwieg auf alle Fragen und verweigerte die Nahrung. Wie leblos lag er da oder phantasierte, schrie und tobte, von Dingen redend, die niemand verstand oder in einer Sprache, die keiner kannte.

Hans Mahr, den das Schicksal des Fremden interessierte, hatte sein Arbeitsfeld in dieses Garimpo verlegt, und er war es auch, der sich am häufigsten des Kranken annahm. Es war jedoch unmöglich, aus den wirren Reden irgendwelche Schlüsse zu ziehen.

Von Tag zu Tag verschlimmerte sich der Zustand. Immer seltener, immer kürzer wurden die Augenblicke, in denen der Unbekannte das Bewußtsein wiedergewann.

Eines Abends jedoch richtete er sich auf seinem Lager auf und alle, die um ihn waren, herbeirufend, sprach er langsam und mit Mühe, doch anscheinend bei vollem Bewußtsein: „Es ist vorbei mit mir. Ich spüre es. Wenn auch meine Gedanken heute klarer sind, werde ich die morgige Sonne nicht mehr erleben. So hört alle, was ich zu sagen habe...

...Lange führte ich in der Wildnis das Leben eines Tieres. Ich war listiger als dieses und stark, so daß ich die paar Dutzend Patronen, die ich noch besaß, nicht verbrauchte. Immer weiter wanderte ich, ohne zu wissen, welche Richtung ich einschlagen sollte, dem Zufall ergeben, mit der brennenden Sehnsucht nach Menschen im Herzen und dem Fieber, das durch meine Adern rann.

Eine zweite Regenzeit war gekommen und gegangen. Ich hatte Bäume gefunden, deren Rinde wie Chinin schmeckte und wohl auch solches sein mochte. Ich kaute sie in großen Mengen, was mir einige Erleichterung verschaffte. Und eines Tages, als ich so dahinwanderte, und die Sonne sich neigte, tönte aus weiter Ferne ein Laut an mein Ohr, der sich anhörte, als würde Holz auf Holz geschlagen.

Menschen!...

Siedendheiß durchschoß mich die Hoffnung. Ich hätte aufheulen mögen vor Glück, schreiend in die Richtung, aus der diese köstlichen Klänge drangen, vorwärtsstürzen, aber eine innere Stimme warnte mich und zwang mich, zu schweigen. Leise schlich ich den Tönen nach. Es mußte sehr weit sein, denn nach einer Stunde erschien es mir, als wäre ich noch genau so entfernt wie vordem. Und erst nach einem tüchtigen Marsche näherte ich mich jenem Geheimnisvollen, das seine unbekannte Melodie durch die Wildnis schallen ließ für unbekannte Ziele und Zwecke.

Die Nacht war hereingebrochen. Aber ich dachte gar nicht daran, ein Lager aufzuschlagen. Nur schneller vorwärts, dorthin, wo es Menschen gab.

Schon sah man in der Ferne die gelben Feuer zum nachtschwarzen Himmel lodern und kleine, dunkle Gestalten sie umspringen.

Das Herz pochte mir in freudiger Erwartung, und immer schneller ging ich. Jetzt werde ich wieder Menschen sehen, ihre Stimmen hören, werde erfahren, wo ich bin, und den Weg finden, der aus dieser Einöde hinausführt...

Die vielen Gefahren der Wildnis jedoch hatten mich gelehrt, ihr nicht zu trauen, und so schlich ich, Deckung hinter jedem Busch suchend, langsam und vorsichtig näher. Immer

deutlicher konnte man die Gestalten sehen, die in wirbelndem Taumel um das Feuer sprangen zu dem Takt einiger primitiver Holztrommeln. Es mochte ein Fest sein, das sie feierten. Und dem dumpfen Lied der Trommeln war es zu danken, daß ich den Weg bis hierher gefunden hatte.

Eine heiße Freude wallte in mir auf, ich wollte aus meinem Versteck hinaustreten, aber etwas Unerklärliches zwang mich, vorerst noch abwartend, diese Menschen näher zu beobachten. Es waren alles Männer, auf deren dunkelbraunen, nackten Leibern das Feuer sich golden spiegelte. In den tollsten Gliederverrenkungen sprangen und hüpften sie einher, seltsame Figuren schwingend, Fetische aus Lehm und Federn. Kein Ton war zu hören als das dumpfe, weit hallende Grollen der Trommeln und das Klatschen der nackten Füße auf dem Erdreich. So kreisten sie stumm ums Feuer, im Dunkel des Waldes, bis ein gellendes, markerschütterndes Kreischen aus einigen Dutzend Kehlen urplötzlich die Stille zerriß und in ein langgezogenes, heulendes Klagen überging. Und weiter sprangen sie, grotesk und wild, durch das Geheul, das sie ausstießen, angespornt, bis sie alle auf einmal in wilden Sprüngen zu den Hütten rannten, deren dunkle Umrisse ich in der Ferne gewahrte.

Aus der größten wurde etwa ein Dutzend Männer, Frauen und Kinder hervorgezerrt. Sie alle waren gefesselt und standen schweigend, gesenkten Hauptes. Um sie wimmelte es von Gestalten. Der ganze Stamm schien jetzt versammelt zu sein, die Weiber in einiger Entfernung, voll gespannter Erwartung. Alle aber wurden überragt von einem Manne, den ich anfangs nicht bemerkt hatte. Weiß und rot bemalt, mit Vogelbälgen und Federn geschmückt, schien er der Häuptling dieser wilden Menschen zu sein. Er hielt eine schwere Holzkeule in den

Händen und — was mir das Blut in den Adern gerinnen machte —, die Gefesselten unter lautem Schreien umtanzend, schlug er die Unglücklichen wuchtig über den Kopf, daß sie bewußtlos niederstürzten. Wie die Wölfe auf den Raub, warfen sich die Männer über sie. Ich sah, wie die leblosen Körper zum Feuer geschleift und dort so geschickt an Stäben darüber befestigt wurden, daß sie wie das Wild am Spieß schmorten.

Im Nu war Scheiterhaufen an Scheiterhaufen entstanden, über jedem aber sah ich voll Schauder die Menschenbeute, von den gierigen Flammenzungen umleckt. Ich wollte meinen Augen nicht trauen, glaubte, das Fieber narre mich mit diesem Bild der Hölle. Ich rieb sie, starrte und starrte, aber das Gräßliche war Wirklichkeit. An großen Stäben befestigt, sah ich die Körper über dem Feuer hängen und von den braunen Teufeln gedreht werden, sah das Haar brennen, eine leuchtende, jäh verpuffende Flammengarbe, Nase und Mund verkohlen, das Gesicht bis zur Unkenntlichkeit verstümmelt werden. So brieten an den Spießen Männer, Frauen und Kinder...

Und jetzt..., was war das? Wieder hatten die Henker ein Opfer herbeigeschleppt. Gierig faßten die Flammen nach der neuen Beute, da öffnete der Ohnmächtige die Augen. Der Hieb hatte ihn nur für wenige Minuten betäubt. Verzweifelt an den Fesseln zerrend, wand sich der Unglückliche in schrecklichen Qualen, und sein Schreien mischte sich mit den frohen Ausrufen seiner Peiniger, die voll Entzücken dem entsetzlichen Schauspiel folgten.

Später erfuhr ich, daß, wenn einer der vom wuchtigen Hiebe Betäubten auf dem Feuer aus der Ohnmacht erwacht, sein Fleisch ‚Medizin' ist und wundertätige Kräfte in sich

bergen soll. Es ist Eigentum des Häuptlings, der es in kleinen Mengen gegen Geschenke und große Stücke anderen Fleisches eintauscht, und sein Besitz eines der Machtmittel, das ihn über seine Stammesgenossen herrschen läßt. Somit erwacht auch immer eines der Opfer und muß den grauenvollen Tod des Gebratenwerdens bei lebendigem Leibe erdulden.

Damals wußte ich all dies noch nicht. Voll Entsetzen und Grauen starrte ich aus dem Dunkel meines Versteckes auf die infernalische Gruppe vor mir, und mein krankes, fieberndes Hirn machte mich glauben, daß ich bereits gestorben und in der Hölle sei.

Nach einiger Zeit wurden die Körper von den Spießen genommen und zerteilt. Wie Tiere stürzten sich die Wilden über sie, gierig schlingend, jeder über sein Stück gebeugt, laut und zufrieden schmatzend, immer wieder sich neue Brocken aus dem gräßlichen ‚Braten' reißend. Jeder war bemüht, so schnell und so viel als möglich zu verzehren. Mitten unter ihnen saß der Häuptling. Die Federn und Tierschwänze, die ihn zierten, nickten und wippten, bunt und phantastisch im glänzenden Braun der nackten Leiber ringsum aufleuchtend, wenn der Feuerschein über sie huschte. Er hatte den Körper desjenigen, dessen grauenvolles Sterben mir noch mit eisigen Schauern durch Blut und Hirn raste, vor sich, die besten Stücke aus ihm reißend. Dann, als er satt war, verteilte er den Rest unter die begehrlich Wartenden, bis nichts mehr von dem Toten übrigblieb und an der Stelle, wo er gelegen hatte, sich die Geschenke häuften, die er für ihn erhielt: Keulen, Bogen und Pfeile, Vogelbälge, Schlangen und anderes mehr, auch große Stücke Fleisches...

Und wieder begann das Dröhnen der Trommeln, wieder begann das Kreisen und Wirbeln und Stampfen, stundenlang,

bis sie erschöpft, einer nach dem anderen, mit Schaum vor dem Munde und unartikulierte Laute ausstoßend, zu Boden sanken.

In der Stille aber, in der nur das Feuer prasselte und knisterte, schlich ich leise davon, wühlenden Hunger in den Eingeweiden und Grauen im Herzen.

Die ersten Menschen, die ich nach so langem Umherirren getroffen hatte, sie waren schlimmer als die wilden Tiere, so daß ich es vorzog, zu diesen zurückzukehren.

Die ganze Nacht konnte ich nicht schlafen. Die Gesichter der zu Tode Gemarterten verfolgten mich, ihre verkohlten Fratzen schienen meiner Feigheit zu spotten, Rache zu fordern. Ich war dem Wahnsinn nahe, und als die Sonne kam, sah sie mich den Hütten der Unmenschen entgegenschreiten.

Meine Kleidung bestand nur noch aus wenigen Lumpen, die von dem Ledergurt, an dem die Waffe und die Patronen hingen, gehalten wurden. So schritt ich hochaufgerichtet, und die Sonne lag auf meinem gelben Haar und der hellen Haut.

Sie hatten mich bemerkt, und Unruhe ergriff das Lager. Ich sah sie erregt durcheinander rennen, bis der Häuptling sich von den übrigen löste und mir furchtlos entgegenging.

Als er mich erreicht hatte, warf er sich mit allen Anzeichen der Ehrfurcht zur Erde nieder, unverständliche Worte murmelnd. Da kamen auch die anderen herbei. Ich war von ihnen umringt, deren Kreis immer dichter und enger wurde, und Furcht ergriff mich. Um ihnen die Macht meiner Waffe zu zeigen, schoß ich einen auf einem hohen Baum sitzenden Affen. Aber nicht das Tier allein fiel zu Boden, nein, alle, die um mich standen, warfen sich blitzschnell auf

die Erde, leise, wimmernde Töne ausstoßend. So lagen sie, als der Schuß schon längst verhallt war, und wagten vor Angst sich nicht zu rühren. Nur der Häuptling hatte sich wieder erhoben.

Es dauerte lange, bis einer nach dem anderen, ängstlich rückwärts schauend, vorsichtig in die Hütten und Büsche kroch ...

Wie lange ich bei ihnen blieb, ich weiß es nicht. Es waren alles kleine, krummbeinige Gestalten mit scheuem Blick, die mit ihrer geduckten, nach vorn geneigten Haltung mehr Affen als Menschen glichen. Ausgezeichnete Jäger, erlegten sie ihre Beute aber nicht im offenen Kampf, sondern auf Schleichwegen und durch List, und nie griffen sie den Jaguar an, den sie von einem bösen Geist besessen glaubten.

Ich lebte in einer eigens für mich errichteten Hütte und hatte es bald gelernt, mit ihnen in ihrer Sprache zu reden. Ich lehrte sie, Fallen zu stellen und mit Netzen Fische zu fangen, holte ihnen, wenn die Sonne schien, das Feuer mittels meines Brennglases vom Himmel, daß sie es nicht mehr durch mühevolles Reiben zweier Holzstücke zu gewinnen brauchten. Mein Messer erleichterte ihnen das Zerlegen der getöteten Tiere und das Schneiden der Stäbe zum Bau der Hütten. Sie schnitzten ihre Pfeile mit ihm und glaubten, daß ihnen dann eine besondere Kraft innewohne. Wenn ihnen ein Unglück zugestoßen war, half ich ihnen und heilte ihre Wunden, die oft durch Unsauberkeit zu eitern begonnen hatten. Aber nicht alle ihre Leiden konnte ich heilen. Es gab viele Krankheiten, die mir unbekannt waren, und ich hatte ja auch keine Desinfektionsmittel und Medikamente.

Wieder zu Kräften gekommen, fiel es mir immer schwerer, das Leben unter diesen Menschen, die Tieren glichen, zu er-

tragen. Ich sehnte mich fort von ihnen, fort aus der Wildnis, nach Wesen, die mich verstanden, die meinesgleichen waren. Aber wenn ich den Häuptling fragte, wo die nächsten Menschen hausen, erhielt ich stets die von einem schlauen Augenblinzeln begleitete Antwort, daß alle anderen Stämme in der Umgegend böse seien und mich gewiß töten würden, falls sie mich träfen. Auf meine Frage, ob es hier noch andere weiße Männer gäbe, schüttelte er verständnislos den Kopf: ‚Es gibt nirgends deinesgleichen. Der Wald dehnt sich in unendliche Fernen, und viele Menschen leben in ihm, aber solche, wie du bist, gibt es nicht...'

Und eines Tages kam er zu mir in die Hütte.

‚Du hast uns Glück gebracht, o Yue. Schon seit vielen Regenzeiten wußten wir, daß du zu uns kommen würdest. Immer wieder haben es die Alten den Jungen erzählt, daß nach einer Ubofeier Yue, der große Geist, kommen und Überfluß und Zufriedenheit seit diesem Tage bei uns wohnen werden. Wir würden die Noe hinter dem Fluß nicht mehr fürchten und ihr Fleisch nicht begehren, bis wieder die Zeit der Ubofeier kommt. Aber der Tag ist nahe, wo Yue, der Geist, von uns gehen wird, und dann werden die Noe über uns herfallen. Sie werden uns vernichten und uns und unsere Frauen über dem Feuer braten und alles zu Asche verbrennen. Alles muß sterben, sobald Yue geht. Aber Yue ist klug, und er weiß alles, und ich frage ihn, was er tun wird.'

So sprach der Häuptling und blickte scheu aus seinen mißtrauischen Augen zu mir hinüber.

‚Ich will nicht fortgehen,' sagte ich, ‚aber du hast recht, es wäre an der Zeit, daß ich ginge.'

Gebückt schlich er davon.

Es war Abend geworden. Ich sah die Männer sich in der Hütte des Häuptlings versammeln und wartete, daß man auch mich rufen würde, wie es sonst immer zu sein pflegte, wenn sie Rat hielten. Doch dieses Mal geschah es nicht. So kroch ich vorsichtig, auf dem Bauche liegend, im Schutz der Dunkelheit, bis ich die Außenwand der Hütte erreicht hatte. Ihr loses Gefüge gestattete mir, jedes Wort, das gesprochen wurde, zu hören, wenngleich sie in gedämpftem Tone redeten.

,Yue ist zu uns gekommen, wie die Alten es sagten', die Stimme des Häuptlings klang kummervoll. ,Er hat uns reich gemacht, stark und zufrieden, er darf nicht fortgehen von hier. Seine Medizin ist stärker als alles, was wir bisher kannten. Aber er wird gehen... Deshalb laßt uns ihn töten und essen, daß wir ebenso klug werden wie er. Heute nacht, wenn er schläft, laßt uns in seine Hütte dringen. Wir wollen ihn mit den Netzen fesseln, die er uns anzufertigen gelehrt hat, und ihm die feuernde Kraft aus den Händen winden, daß er schwach wird wie ein Kind... Und wenn wir es gegessen haben, das Fleisch, und stark sind und klug, wollen wir über den Fluß zu den Noe ziehen. Die Zeit der Ubofeier ist nahe. Bald werden die Feuer lodern, wir werden tanzen und essen...'

Ich hatte genug gehört, um zu wissen, daß ich dem Tode geweiht war. Nur rasche Flucht konnte mich noch retten. Geräuschlos in meine Hütte zurückgekehrt, tauchte ich alsbald in das Dunkel des Waldes unter, das das Lager umgab.

Die Nacht, die mich den Blicken der Wilden verbarg, verbarg auch den Weg vor mir, so daß ich oft über Wurzeln stolperte und über gestürzte Bäume fiel. Da ich barfuß war, mußte ich jeden Augenblick darauf gefaßt sein, auf giftiges Getier zu treten. Aber ich hatte Glück, und als der Tag anbrach, befand ich mich wohlbehalten weit vom Dorf entfernt.

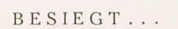
Ich wußte, daß die Wilden, sobald sie meine Flucht bemerkt hatten, mir gefolgt waren. Die geringsten, noch so unmerklichen Spuren gaben ihnen genügend Anhaltspunkte, den Weg, den ich nahm, zu erkennen, und es galt deshalb, mit möglichster Geschwindigkeit vorwärtszukommen. Mir kaum Rast gönnend, aß ich von dem Fleisch und Fisch, die ich zu mir gesteckt hatte, und weiter ging es.

Ich hatte die Richtung eingeschlagen, wo nach den Erzählungen der Wilden die ‚Noe' hausen sollten, aber die Tage wurden zu Wochen, und noch immer war ich keinem menschlichen Wesen begegnet, noch hatte ich Spuren gesehen, die mich auf ihre Nähe hätten schließen lassen. Nur Tiere kreuzten meinen Pfad, und der Wald rauschte um mich sein urewiges Lied von Werden und Vergehen.

Monate kamen und gingen, ich aber wanderte, lernte die Sprache der Tiere und die Lieder von Regen, Sonne und Wind, die ich sang in den Nächten, wo alles Lebende in den unruhigen Schlaf versank und nur das Raubwild auf Beute zog. So ward ich selbst ein Teil der Wildnis, die mich hielt, nährte und schirmte... Und dennoch wanderte ich... Das Blut schrie in mir nach meinesgleichen und trieb mich vorwärts..."

Er hatte immer langsamer gesprochen. Der Glanz der Augen erlosch. Schwer fiel er auf das Lager zurück. Sein stoßweises Atmen ging in Röcheln über und verstummte. Er hatte ausgelitten.

Schweigend standen die Garimpeiros um den Toten. Baptista, der „Pater", wie sie ihn nannten, schlug das Zeichen des Kreuzes über ihn, und sie gingen wieder an ihre Arbeit. Nur Hans Mahr blieb zurück.


BESIEGT . . .





AUTOSTRASSE



Lange schaute er auf die eingefallenen, von Fieber und Entbehrung entstellten Züge vor ihm, die in der starren Ruhe des Todes etwas Majestätisches hatten.

Was mochte der Tote erlebt, durchkämpft und erschaut haben? Was war Wahrheit, und wo begannen die Phantasien seines kranken Hirns ...? Nie wird er es erfahren. Für immer war der Mund dort vor ihm verstummt.

*

VII

JOAQUINA – VERSCHÜTTET – MISSLUNGENER SELBSTMORD

Medardo war vor dem Arm der Regierung in den Schutz der Diamantfelder am Rio das Garças geflohen. Sein Vergehen war politischer Art. Sie wußten es alle in den Garimpos.

Man achtete und schätzte ihn, denn er war ein Mann, auf den man sich verlassen konnte und dessen Pferde man lieh, wenn solche zu einem Ritt in die Siedlung benötigt wurden. Nie hatte er es noch jemandem abgeschlagen. Er war großzügig und stark und fürchtete die Arbeit nicht. Deshalb belohnte sie ihn auch und ließ ihn den vorüberreisenden Diamantaufkäufern die meisten und schönsten Steine zum Kauf anbieten. Mit der Zahl und der Schnelligkeit seiner Pferde konnte niemand wetteifern. Sobald die Kunde zu ihm drang, daß in irgendeiner der Siedlungen ein Provianttransport eingetroffen sei, schon ritt er hin und kaufte so viel, als er bezahlen konnte. Seine Tropa, der lange Zug der mit Säcken, Kisten und Kasten beladenen Tragtiere, schaffte das kostbare Gut in tagelangen Märschen durch die Wildnis bis in sein Garimpo, auf weglosen Pfaden, die zu befahren keinem Ochsenkarren möglich war. Nur auf den Rücken der Tiere konnten die schweren Lasten transportiert werden.

Seine Umsicht und Klugheit ermöglichten es ihm, stets so reichlich mit allem versehen zu sein, daß in Zeiten der Knappheit, wenn lange kein Provianttransport in diese abgelegene Gegend gekommen war und die Preise ins Ungeheure stiegen, er an die Diamantsucher ringsum verkaufen konnte.

Aber nicht immer trieb er Handel oder ritt hinter den

Tragtieren her. Er war Diamantsucher wie die anderen alle hier am Fluß.

Zwei Jahre waren es nun her, daß er die Joaquina kennenlernte, die auch nach Diamanten grub. Hoch und rank war sie, mit feinen, kräftigen Gliedern, stark und gewandt, daß sie es wohl mit jedem Manne aufnehmen konnte. Ihre von der Sonne gebräunte Haut leuchtete wie Kupfer, und mehr als einer hatte vergebens in ihren großen, dunklen Augen geforscht, wenn er sie in den Armen hielt. Sie wußten nichts von ihr, als daß ein an Abwechslung und Abenteuern reiches Leben hinter ihr liegen mochte, daß sie Länder und Städte bereist hatte, bis das Schicksal sie im rauhen, unwirtlichen Leben der Diamantsucher stranden ließ.

Wer war sie und woher kam sie? Warum hatte sie die bunte Welt der Zivilisation verlassen? Manche Gerüchte waren darüber im Umlauf, doch niemand wußte das Richtige, und sie selbst sprach nie davon. Aber mit vielen, die hier arbeiteten, konnte sie in ihrer Sprache reden und kannte die Lieder und Gebräuche ihrer Heimat. Wie lange sie bereits am Flusse weilte, war ebenfalls unbekannt. Sie hatte schon einige Garimpos bereist und schloß sich mit Vorliebe solchen Gruppen von Diamantsuchern an, die sich in gefahrvolle Gegenden wagten. Stets war sie ihnen willkommen; sie kochte und nähte und besserte die Kleidung aus, daß die Moskitos nicht durch die Löcher kriechen konnten. Sie arbeitete aber auch mit Spaten und Hacke und wusch den Sand wie jeder andere. Und dann — war sie nicht ein Weib, deren es in der Wildnis nur wenige gab? Sie begehrten sie alle, und sie schenkte sich ihnen, zu wem gerade ihr gesunder, junger Körper sich hingezogen fühlte. Ihre Seele jedoch besaß keiner, und nie nahm sie mehr an Geld und Gut, denn was ihr als

Anteil vom allgemeinen Gewinn zustand, niemanden bevorzugte sie, noch vernachlässigte sie jemand, und wenn ihr eine Gruppe nichts mehr an neuem Erleben bieten konnte, zog sie weiter zu einer anderen, überall mit Freude willkommen geheißen.

So war es, bis sie Medardo traf.

Als ein Fremder, der nichts von den Gepflogenheiten und der rauhen Art des Völkleins am Flusse kannte, kam er in diese Gegend und gewann die Joaquina am ersten Abend, da sie sich sahen. Unsichtbare Fäden verbanden sie miteinander, daß sie ohne viele Worte beschlossen, von den anderen getrennt, gemeinsam zu arbeiten.

Schon am nächsten Morgen schritten sie zur Verwirklichung ihrer Pläne. Das von ihr ersparte und von ihm mitgebrachte Geld reichte gerade für den Einkauf der notwendigsten Gerätschaften und des Proviants. Da sie keine Tragtiere besaßen, mußten sie alles selbst in wiederholten, mühevollen Märschen bis zu dem von ihnen erwählten Platz schleppen. Dann schliefen sie unter freiem Himmel, bis nach einigen Tagen die notdürftig erbaute Hütte ihnen Schutz gewährte.

Stab an Stab fügten sie in gemeinsamer Arbeit und errichteten darüber das Dach aus Palmblättern. Nun war den glühenden Strahlen der Sonne Halt geboten, und wenn es regnet, wird es sie nicht mehr so hart treffen. Auch einen primitiven Ofen aus Steinen bauten sie, denn das Kochen ist auf ihm leichter als über dem offenen Feuer.

Weitab von allen Menschen, allein in der erhabenen Stille des Urwaldes, ruhten sie des Nachts auf den Pritschen, die Medardo aus Stäben verfertigte, und über die sie eine Schütte Heu und die Hängematten gebreitet hatten, und lauschten dem Singen ihres Blutes, das nach des Tages Arbeit schwer und

sehnsüchtig war, und den vielen Stimmen, die die Nacht da draußen um ihre kleine Hütte belebten.

Früh am Morgen stiegen sie zum Flusse hinab. Das Wasser war an der Stelle, an der sie arbeiten wollten, drei Meter tief, aber sie hofften gerade hier auf reiche Funde. So klemmte sich Medardo einen großen Stein zwischen die Knie, nahm eine Hacke mit kurzem Stiel und warf sich ins Wasser. Den Atem anhaltend, sank er zu Boden. Solange seine Lungen es ihm erlaubten, arbeitete er fieberhaft, lockerte das Geröll, es zu einem Haufen schichtend. Dann kehrte er an die Oberfläche zurück. Wieder und wieder mußte er tauchen, bis der Haufen Sand und Steine so groß war, daß er daran gehen konnte, ihn mittels eines Leinwandsackes, an dem eine Leine befestigt war, ans Ufer zu ziehen.

Unermüdlich arbeitete er, Stunde um Stunde. Es hieß den Tiefstand des Wassers ausnutzen. Jeden Tag konnte es regnen und der Fluß so reißend werden, daß das Tauchen unmöglich wurde. Dann wollten sie das gewonnene Geröll waschen und nach Steinen durchsuchen.

Es waren aber schöne, sonnenklare Tage, und der Haufen am Ufer wuchs. Wenn Medardo müde war, tauchte Joaquina, und es ist schwer zu sagen, ob sie in dieser Beziehung weniger leistete als er.

Ein eigentümliches Gefühl hatte sich beider bemächtigt. Nicht Liebe, aber das Wissen um ein gleiches Ziel, die Verfolgung einer gemeinsamen Idee. Sie fühlten wieder, daß ihr Leben einen Zweck hatte, und der Alltag in der drückenden Last von Arbeit und Gefahr erschien weniger rauh. Es kam jetzt des öfteren vor, daß das Weib, aufatmend, einen Augenblick in ihrer Tätigkeit innehielt, um erstaunt dem Lebenswunsch nachzusinnen, der jetzt an Stelle der Gleichgültigkeit

der letzten Jahre getreten war. Beglückt fühlte sie, daß es wieder eine Zukunft gab, wenn sie auch nicht wußte, welche... Seit dem Tage, an dem sie mit Medardo in gemeinsamer Arbeit ein neues Leben begonnen hatte, war sie, die ehemalige „Diamantsucherdirne", wie verwandelt. Nie schaute sie mehr einen anderen Mann an, wenn sie sich in die Siedlung begab, um Proviant einzukaufen. Sicher und ruhig zog sie ihres Weges, denn sie wußte, ihre Waffe würde ihr genügend Schutz gegen etwaige Belästigungen bieten.

*

Sie hatten Glück, wie so mancher auf den Feldern am Fluß, wo der jauchzende Schrei der Freude das Finden eines großen Steines anzeigt. Schon nach kurzer Zeit konnten sie ein Tragtier kaufen, und dann ging es rasch aufwärts mit ihnen. Bald erwarben sie von anderen Diamantsuchern, denen Fortuna nicht so hold war, ein Boot und konnten sich ihre Arbeit wesentlich erleichtern, indem sie bis an die auszubeutende Stelle fuhren und nicht mehr zu schwimmen brauchten. Wenn die Stelle erschöpft war, ruderten sie stromaufwärts oder ließen sich von den Fluten abwärts treiben, von Zeit zu Zeit das Flußbett prüfend, bis sie wieder den Cascalho fanden, den diamanttragenden Kiesel. Abends kehrten sie in ihre Hütte zurück, wo in Säcken und Ballen, mit Rinderhäuten gegen Regen und Sonnenschein wohl verwahrt, auf einer aus Bambusstäben gebauten Vorrichtung Zucker, Reis, Bohnen, Salz und Kaffee ruhten. Auch einige Flaschen Cachaça standen dort und wurden nicht vernachlässigt.

An Sonntagen oder an solchen, an denen der Regen zu heftig war, legten sie ihre Arbeitsgewänder ab. Dann saß Medardo im sauberen, wenn auch groben Leinenhemd und spielte die

Ziehharmonika. Stundenlang spielte er ... Das Auge schweifte über den Kamp, auf dem nichts zu sehen war als niederes Buschwerk und darüber der leuchtend-blaue Himmel, oder aber der Regen hatte alles und jedes ringsum mit grauen Schleiern verhängt. In solchen Stunden flog die Erinnerung zurück zu denen, die sie in der Welt der Zivilisation ließen, und sie begriffen, wie weit sie von ihnen entfernt waren, hier, wo es keine Maschinen gab und keine Wege, um den Raum, der von ihnen trennte, zu kürzen und die Zeit in Abschnitte zu zerkleinern. Hier, wo es niemanden gab, der sie den Tag durch die Arbeit hetzte oder durch die Nacht taumeln ließ in Lust und Genuß, war dies alles nicht nötig. Wochen vergingen gleich Stunden und Stunden gleich Wochen. Stille umgab sie, von keinem Lärm von Menschenhand gestört, Stille, in der die Natur leise, unmerklich und unaufhaltsam lebte und wuchs. Die täglichen Arbeiten ihres kleinen Haushaltes beschwerten sie nicht, sie brauchten sie nicht zu beschleunigen, denn nichts erwartete sie in ihren Feierstunden, kein sinnbetörendes Vergnügen oder nervenerregende Sensation. Nur das Leben des Urwaldes war um sie, ein Leben, wie es in seiner primitivsten Form atmet, dessen Daseinsberechtigung, Zweck und Ziel nur in der Erhaltung und der Fortpflanzung zu bestehen schien. Losgelöst von aller Hast und dem Getriebe der Welt, waren sie glücklich in einer ruhigen Harmonie, die durch keine Kunde aus dem Dasein, das sie verließen, getrübt wurde, in einem Zustand, wo man keine Zeitungen zu lesen braucht, in dem man nicht weiß, ob die großen Länder, denen man entstammt, noch beständen oder schon untergegangen seien, verschwunden von dieser weiten, bunten Erde, durch andere Völker erobert, durch Feuer oder Wasser zerstört...

Wenn ihre junge Kraft in den Adern stürmte, sattelten sie

die Pferde, in wildem Galopp jauchzend in die Weite sprengend, bis die Tiere, in Schaum gebadet, von selbst in Trab verfielen. Sie gehörten zusammen, diese vier: zwei Menschen und zwei Tiere; ein einziges, starkes, pulsierendes Leben zwischen Himmel und Erde.

Ermüdet und hungrig kehrten sie zu ihrer Hütte zurück und aßen mit gesundem Appetit die derbe Kost: schwarze Bohnen und Reis, mit großen Stücken des gedörrten Fleisches gekocht. Und ihr Körper wurde immer stärker und stählerner, widerstandsfähiger gegen die Unbillen von Wetter und Wind, Sonne und die vielfachen Gefahren der Wildnis. Die Hitze, die Moskitos, die kalten, tropischen Regengüsse, die dornigen Büsche und Gewächse, das alles war nicht mehr lästig, sie selbst wurden auch so hart und rauh wie die Natur um sie.

Aber einmal geschah es, daß eine Botschaft aus jener anderen, fernen Welt trotz allem den Weg zu ihnen fand, nach monatelanger Reise, aus der Tasche des einen Diamantaufkäufers in die des anderen wandernd, bis sie ihr Ziel erreichte. Medardos Vater schrieb aus der großen, fernen Stadt. Aber es waren fremde Worte aus einer ihnen unverständlichen Welt, wo krankes, müdes Leben sich in nervösem Kampfe um die Zeit ballt und die menschliche Kreatur immer schwächer und schwächer macht. Und sie lachten über das Schreiben des alten Mannes, dem es nach vielen Mühen gelungen war, für seinen Sohn bei der Regierung eine Amnestie zu erwirken, daß er zurückkehren möge aus dem gefahrvollen, wilden Leben im fernen, unerforschten Lande. — Wenn ihr Dasein hier auch reich war an Entbehrungen und Gefahren, war es nicht desto reicher an kraftvollem, gesundem Leben...?

So nahm Medardo ein Stück alten, vergilbten Papieres und schrieb die Antwort, daß er nicht zurückzukehren gedächte...

Schon viele Male seit Beginn ihres gemeinsamen Lebens hatten sie ihr Arbeitsfeld verlegen müssen, schon etliche Hütten gebaut. Jetzt war wiederum die Regenzeit eingetreten, die das Tauchen im Flusse unmöglich machte, und so arbeiteten sie im Trockenen, indem sie auf dem Ufer eine dicke Schicht Sand und Erde abgruben und den Kiesel freilegten.

Diese Arbeit „im Trockenen", wie der Garimpeiro es nennt, ist eigentlich durchaus keine solche. Beim Waschen des Sandes muß man bis an den Leib im Wasser stehen, nur das Geröll wird im Trockenen gewonnen. Deshalb ist eine solche Arbeit auch viel leichter und gefahrloser als das Tauchen, bringt aber im allgemeinen weniger Steine. Der Cascalho des Flußbettes ist nicht mit so viel Sand durchsetzt, und es kommt vor, daß man dort ganze Anhäufungen von Diamanten finden kann.

Die Vormittage benutzten sie zum Graben, und nachmittags wuschen sie, und es verging selten ein Tag, an dem sie keine Steine fanden. Der Schacht wuchs zusehends, seine steilen Wände wurden immer höher und höher, je weiter sie in die Erde vordrangen. —

Zwei Jahre waren es nun her, daß sie gemeinsam zu arbeiten begonnen hatten. Schon viele Tragtiere nannten sie ihr eigen, reichen Proviant und schöne Steine. Tag für Tag schenkte ihnen die Erde neue Schätze. Aber als ob für alles Grenzen gezogen sind, so schlug auch ihrem Glück die Stunde.

Einige Tage hatten sie des heftigen Regens wegen nicht gearbeitet. Sie brauchten es ja auch nicht, wie jene Armseligen, deren es am Fluß Hunderte gibt, die nichts ihr eigen nennen als das verwaschene Hemd auf dem Leibe und die Sehnsucht nach dem „großen Stein" im Herzen, die keinen

Tag mit der Arbeit aussetzen dürfen, wollen sie nicht verhungern.

Nur für Stunden brach die Sonne hinter den Wolken hervor, und Medardo wanderte dann zu den Pferden, die sich fröhlich auf dem frischen, jungen Grün tummelten. Balbo, sein Reitpferd, war sein und Joaquinas Liebling. Bei ihrem Nahen kam es freudig wiehernd herbeigetrabt, Fremden gegenüber jedoch war es scheu und floh vor ihnen. Jedes andere Tier konnte man von Medardo zu einem Ritt in die Siedlung erhalten, nur dieses eine borgte er niemandem, war es ihnen doch eine unschätzbare Hilfe, da es die anderen Pferde zusammenhielt, die sich oft weit in Kamp und Wald zerstreuten.

Auf seinen Pfiff hin kam es auch heute sogleich herbei, wie immer seine bewegliche, samtweiche Nase an seiner Schulter reibend. Nachdem es ein wenig Salz erhalten hatte, trottete es wieder langsam im nassen Grase davon. Es gab in dieser Gegend wenig Schlangen, auch Jaguare verirrten sich nur selten hierher. So konnten die Tiere unbeschadet sich selbst überlassen bleiben.

Die Sonne hatte die Wolken verjagt, und ihre sengenden Strahlen brannten wieder auf der nassen Erde.

Barfuß, mit der Hacke in der Hand, begab sich Medardo hinunter ins Garimpo.

Der Regen hatte hier manche Verwüstung angerichtet: Sand war angeschwemmt und tagelange Arbeit zum Teil zerstört worden.

Doch war das hier nicht immer so im Kampfe um die Steine, über die Himmel und Erde zu wachen schienen ...? Man war daran gewöhnt, und nach einigen Stunden harter Arbeit würde alles wieder in Ordnung sein.

Mit der Hacke wirbelte er den Sand auf, und das durch das Garimpo fließende Wasser wusch ihn mit fort, als plötzlich eine der Wände des Stollens sich neigte und krachend zusammenstürzte, ihn mit zu Boden reißend. Berge nasser Erde bedeckten seine Beine, Brust und Arme, er hatte auch auf den Kopf einen Schlag erhalten, und vor seinen Augen tanzten rote Flammen in wildem Wirbel.

Verzweifelt versuchte er sich zu befreien, aber das Bewußtsein konnte die Lage nicht mehr erfassen, der Anprall war zu heftig gewesen. Nur der Kopf, die linke Schulter und Hand waren noch frei, der übrige Körper ruhte unter den gestürzten Erdmassen, die mit jeder Sekunde schwerer und drückender wurden. Mit der freien Hand scharrte er den Sand, der ihn zu ersticken drohte, aber jede Bewegung schuf unerträgliche Qualen. Er wollte schreien, Joaquina zur Hilfe herbeirufen, aber kein Ton kam aus seiner Kehle... Das Atmen wurde immer schwerer, die Last immer unerträglicher, die roten Nebel, die vor den Augen wallten, erloschen, und ihm schwanden die Sinne...

... Als er aus der Ohnmacht erwachte, hatte die Sonne schon ein tüchtiges Stück ihres Weges zum Horizont zurückgelegt. Die nasse Erde drückte, lähmte jede Bewegung und steigerte den Wunsch, alle Fesseln zu sprengen, wieder frei atmen zu können, von Minute zu Minute. Trotz des heftigen Schmerzes, den ihm jede Bewegung verursachte, grub und scharrte er mit der freien Hand um sich. Wie fest dieses bißchen Erde hielt! Immer schlimmer wurde es...

Verzweifelt schlug er auf die Fessel von Sand und Stein, das Blut hämmerte ihm in den Schläfen, etwas würgte im Halse, die Gedanken überstürzten einander. Wahnsinn näherte sich ihm...

Da brüllte er wie ein wildes, gefesseltes Tier, voll Entsetzen und Angst, und lauschte...

Aber nichts regte sich.

Die Erde hielt ihn in ihren eisernen Armen, und nun wuchsen aus ihr Gestalten, fratzenhafte Gebilde, hohnlachende Dämonen, die in wildem Tanze sich um ihn drehten, mit gierig gekrümmten Fingern sich an ihn drängten, ihm an die Kehle zu packen suchten ...

Ein nicht endenwollendes Geheul durchschnitt die Luft. Nichts Menschliches war mehr in ihm, nur Todesnot der Kreatur, und Schauder packte alles Lebende, das es hörte.

Entsetzt sprang die Frau vom Steine auf, auf dem sie am Feuer gesessen hatte, und stürzte den Abhang hinunter in den Schacht.

Mit bloßen Händen grub sie verzweifelt, sich an den scharfen Steinen die Nägel blutig reißend, ohne klare Überlegung, mit stockendem Herzschlag, grub und riß und zerrte an der steinigen Masse, die das Grab ihres Mannes zu werden drohte. Dann, sich besinnend, rannte sie zurück zur Hütte, kaum berührten ihre Füße den Boden.

Nun war sie wieder im Schacht. Nie hatte sie so schnell gearbeitet. Die Erde flog nur so unter den Schlägen der Hacke. Und endlich war Medardo frei.

Doch unbeweglich blieb er liegen, mit geschlossenen Augen.

Erschöpft, völlig entkräftet, sank sie neben ihm zu Boden.

Nachdem sie sich ein wenig erholt hatte, schleppte sie den schweren, leblosen Körper durch das Wasser, das sich infolge des Regens im Stollen angesammelt hatte, und begann ihn mit Anspannung aller Kräfte den Abhang hinaufzuziehen, bei jedem Schritt auf dem abschüssigen, nassen Boden stolpernd und ausgleitend. Die Erde rutschte unter ihren Tritten,

und vergebens versuchte sie, ebenen Boden zu erreichen. Sie faßte den Verunglückten von rechts und links, aber all ihr Mühen war fruchtlos, und weinend warf sie sich über ihn, sein wachsbleiches Gesicht mit Küssen bedeckend.

Die Sonne ging unter. Vom Fluß zog ein frischer Wind, der erquickend über das in der feuchten Hitze schwer atmende Land strich. In kleinen Bächen rann das Wasser den Abhang hinab, auch hatte es wieder zu regnen begonnen.

Das Weib saß auf der lehmigen, durchweichten Erde, hielt den Kopf des Mannes auf den Knien und starrte stumpf und müde ins Weite. Sie konnte keinen Gedanken fassen. Alles wirbelte ihr im Kopfe durcheinander, immer wieder von der einen Frage beherrscht, auf die sie in ihrer stummen Verzweiflung keine Antwort wußte: Warum mußte es so kommen? Warum entriß ihnen das Schicksal das Glück, das es ihnen geschenkt hatte? ... Es durfte nicht sein! Er muß, er wird leben, und sie werden glücklich sein wie ehemals, ja noch viel glücklicher, jetzt, wo sie begriffen hatte, wie sehr sie ihn liebte ...

Mit ihrer nassen, schmutzigen Hand strich sie sanft über sein Gesicht, das sie im Finstern nicht mehr sehen konnte.

Regte er sich ... ?

Und ehe sie wußte, was geschah, war er, wild um sich schlagend und schreiend, aufgesprungen, um jedoch sogleich wieder, kaum daß er auf den Füßen stand, zusammenzusinken.

Erschreckt beugte sie sich über ihn, aber er riß sich von neuem in Abwehr und Angst von ihr los, unverständliche Worte murmelnd.

War sein Geist durch die Erschütterung getrübt, daß er sie nicht mehr erkannte, Joaquina, sein Weib?

Es regnete jetzt stärker. Das Rauschen des Wassers klang

monoton durch die Nacht, deren undurchdringliche Finsternis alles verhüllte.

Stumm und unbeweglich saß Joaquina und lauschte ins Dunkel, wo sie den Verunglückten wußte...

Mitternacht war längst vorüber, als das Keuchen des Verletzten in gleichmäßiges Atmen überging. Vorsichtig näherte sie sich ihm, der jetzt ruhig und still blieb und sie gewähren ließ. So schleppte sie ihn in die Hütte, schnitt die Kleidung auf und bettete ihn auf die Pritsche. Brüche waren an seinem Körper nicht zu finden, nur starke Quetschungen. Einige Schluck Cachaça belebten ihn, und sie rieb ihn ganz damit ein.

Er war nun vollkommen ruhig und bei Bewußtsein. Sie sprachen über den Unfall, er mit langsamer, tiefer Stimme, als ob er müde wäre. Mit einem Male jedoch trat in seine Augen ein seltsamer Ausdruck, er sprang auf und ergriff, sich irr umschauend, eine Axt, auf die erschreckt zurückweichende Frau damit eindringend. In letzter Sekunde konnte sie noch dem wuchtigen Hiebe ausweichen, und bestürzt begriff sie, daß der Unfall ihm seine Vernunft geraubt hatte.

Er beruhigte sich indessen bald wieder. Weinend küßte er ihr Gesicht und Hände, sie um Vergebung flehend, da er nicht begreifen könne, was über ihn gekommen sei, bis er wieder einen eigentümlichen Einfall hatte, der an die Tat eines Geisteskranken gemahnte.

So vergingen Tage, in steter Angst, von dem Kranken erschlagen zu werden, in harter Arbeit und nimmermüder Pflege. Nie wußte sie, wenn sie sich zu kurzem Schlummer niederlegte, ob sie auch wieder aus ihm erwachen wird, denn was konnte der Verunglückte nicht alles tun, während sie schlief! Aber ihre Liebe war so stark, daß sie in treuer, aufopfernder Pflege Tag und Nacht bei ihm aushielt. Nur selten gönnte

sie sich kurze Ruhe. Dann trat sie wohl vor die Hütte, über das weite Land schauend, durch das der Fluß seine gelben, vom Regen aufgewühlten Fluten wälzte, und ihr Herz zog sich zusammen in namenlosem Weh. Rief er da nicht schon ihren Namen? Und alles vergessend, wandte sie sich und eilte zurück ans Krankenlager.

Nach Tagen hatte sich sein körperlicher Zustand so weit gebessert, daß er sich wieder erheben konnte. Auch die Tobsuchtsanfälle hatten nachgelassen. Schmal und blaß war er geworden, aber auch die Frau sah elend aus, und ihr frischer Mut war einer tiefen Niedergeschlagenheit gewichen. Was sie in all der Zeit ausgestanden haben mochte, das wußte allein nur die Wildnis und verbarg es in ihrem Geheimbuche...

Wenn Medardos Körper auch wieder zu Kräften gekommen war, so konnte er es jedoch nicht mehr über sich bringen, den Stollen zu betreten. Sobald er sich ihm näherte, wurde sein Blick unsicher, kalter Schweiß brach aus allen Poren, und er verspürte einen unwiderstehlichen Drang zu fliehen und rannte, auf nichts achtend, davon. Aber das Auge der Frau war unermüdlich, und oft kämpfte sie verzweifelt mit ihm, um ihn wieder in die Hütte zu bringen.

Und eines Abends entschloß sie sich und schrieb seinem Vater. Der Diamantaufkäufer Bruno, ein Deutscher, nahm das Schreiben mit sich.

*

Monate vergingen.

Die Regenzeit war lange vorüber, aber immer noch arbeiteten sie nicht. Unbenutzt lag das Boot auf dem Ufer, die Wände des Stollens waren immer mehr zusammengestürzt, und die Pferde hatten gute Tage der Freiheit, denn nur selten wurde eines von ihnen gebraucht.

Medardo hockte tagelang auf seinem Lager in der dämmrigen Hütte oder auf einem Stein vor derselben, unbeweglich auf einen Punkt starrend, um bei dem geringsten Geräusch erschreckt aufzufahren und blindlings davonzurennen. Aber Joaquina war schon froh, daß sein Zustand sich so weit gebessert hatte, daß er sie nicht mehr bedrohte und auch sonst zu wissen schien, was er tat.

Die Einsamkeit bedrückte ihn jetzt schwer. Er sehnte sich nach Menschen. Stundenlang sprach er von seinen Eltern und von dem Leben der großen Städte, das ihn rief. Die Wildnis schreckte ihn, er war schwach und müde geworden. Schon seit Monaten hatten sie sich nicht mehr geküßt. Nachts lagen sie auf ihren Pritschen, fern und fremd einer dem anderen, und sie wußte ihn in Welten wandern, die ihr verschlossen blieben, für die sie zu stark war.

Täglich, stündlich fast wurde ihr Leben unerträglicher. Und als sie einmal, meinend, die Qual dieses Nebeneinanderherschreitens nicht mehr ertragen zu können, fragte, ob es nicht besser sei, sie trennten sich und wild klopfenden Herzens ängstlich auf seine Antwort wartete, schwieg er und zuckte nur müde die Achseln. —

Eines Mittags hörten sie das Sprengen von Reitern, und lautes Händeklatschen sagte ihnen, daß sie jemand zu sprechen wünsche.

„Vater!“ schrie Medardo und rannte den Ankömmlingen entgegen.

Der alte Mann war von zwei Garimpeiros begleitet, die ihm den Weg gewiesen hatten.

Bewegt schloß er den Sohn in die Arme.

Dann saßen sie in der Hütte, bei dem einfachen Mahl, das Joaquina ihnen in Eile bereitete und sprachen von Dingen, die



EINE URWALDSCHÖNE



ihr fremd und wertlos schienen. Ihr Herz zog sich schmerzlich zusammen, als sie den Eifer und das Interesse gewahrte, mit dem Medardo den Vater nach allem fragte, was dort in der anderen Welt lag. Er lebte nun ein Leben, in dem sie keinen Platz mehr hatte. Mit keinem Wort hatte er sie erwähnt, schien sie ganz vergessen zu haben. Und mit Freude stimmte er dem Vater zu, wieder zur Zivilisation zurückzukehren.

„Zurück! Zurück!" Er lief geschäftig hin und her, lachte und scherzte, sah sie nicht in ihrer dunklen Ecke sitzen und warten. Dann, plötzlich, erinnerte er sich ihrer und rief, jubelnd zu ihr hinstürzend: „Joaquina, wenn du wüßtest, wie glücklich ich bin! Bald werde ich wieder alle sehen, alle begrüßen können..."

Er strahlte wie ein Kind, dem ein unerwartetes Geschenk in den Schoß gefallen ist, seine Umgebung und alles darüber vergessend, nur der Freude hingegeben.

Sie aber saß und wartete angestrengt, daß ein Wort von ihm ihr zeigen sollte, daß er auch an sie dachte, daß er fragen würde, ob sie mitreisen wolle. Sie wußte ja, daß sie nicht zurückkehren durfte, daß sie seit langem dort gesucht wurde und ihr Steckbrief überall bekannt war. Sie erinnerte sich nur zu gut an die Zeit, da sie mit knapper Not ihren Häschern entronnen war, bis die Wildnis sie aufnahm und ihr so viele glückliche Stunden schenkte, die Liebe und das Leid... Sie wußte, daß sie nicht zurückkehren durfte, und doch wartete sie auf ein Wort, das ihr sagen würde, daß sie mit ihm gehen solle.

Aber er sprach von vielem anderen, nur nicht von ihr.

Und dann nahm er ihre Hände, die kalt waren von Erregung: „Du hast mir das Leben gerettet, Joaquina —" Wie weich seine Stimme klang! Ihr Herz schlug schmerzhaft, und

die Erwartung saß ihr würgend in der Kehle — „und . . . ich werde es nie vergessen.“

Langsam wandte er sich und ging zurück ans Feuer, zum Vater.

Tränen stiegen in ihre Augen. Sie wollte sich ihm zu Füßen werfen, sie wollte ihn halten, schreien, klagen. Doch schweigend saß sie, keines Wortes mächtig. Dann, sich gewaltsam zusammenraffend, erhob sie sich und ging schweren Schrittes zu den angeregt und froh am Feuer Plaudernden.

Bei ihrem Anblick verstummten sie scheu.

„Es ist also aus zwischen uns . . . ? Du gehst . . ., ich bleibe . . .“ Sie wandte sich müde zur Pritsche, unter deren Blätterschütte in einem Holzröhrchen die Diamanten lagen, und gab sie ihm.

„Hier hast du sie. Nimm sie alle, ich brauche keine . . .“ Ruhig und sicher verließ sie die Hütte und schritt hinein in den flimmernden Sonnentag, ohne Waffen, weglos, gleichgültig und müde.

Medardo stand und schaute ihr nach.

„Laß sie gehen“, wollte der Vater sagen, der über eine Lösung von der Frau schon nachgesonnen hatte, aber als er den Ausdruck im Gesicht des Sohnes gewahrte, schwieg er.

Medardo stand wie erstarrt, von seinen Augen sanken Schleier, eine Welt offenbarte sich ihm wieder, die er fast vergessen hatte. In der zur Faust geballten Rechten krampfhaft das Röhrchen mit den Steinen umklammert haltend, glitt sein Blick wie geistesabwesend in die Runde und blieb an der Stelle haften, wo die Frau hinter den Büschen verschwunden war. Einen Augenblick schien es, als wolle er ihr nachstürzen, doch der Vater umfing ihn mit den Armen, und bald hatte die Unterhaltung ihn wieder gefesselt. Es gab ja

so vieles zu erzählen. So viel Zeit war vergangen seit jenem Tage, da er fliehen mußte, so viele Freunde waren zur ewigen Ruhe gekommen, waren verhaftet und verbannt worden, damals als die politischen Unruhen auch ihn zur Flucht zwangen.

Erst als die Essenszeit heranrückte, erinnerte er sich des Weibes. Ihm wurde bange, und er lief, es zu suchen.

Laut rief er ihren Namen, wild in die Luft schießend, aber nichts war zu hören, als aus der Ferne das Wiehern Balbos, seines Reitpferdes, das, da er sich monatelang nicht um die Tiere gekümmert hatte, auch nicht wie ehemals fröhlich herbeigetrabt kam.

Endlich jedoch fand er die Frau. Sie saß am Ufer des jetzt in der Trockenzeit lustig dahinplätschernden Flusses, an einer Stelle, die sie beide vor seiner Erkrankung besonders gemocht hatten. Hier hatte er ihr einmal von seiner Liebe gesprochen und von dem Glück, das sie ihm schenkte. „Joaquina," hatte er gesagt und ihr tief in die schimmernden Augen geblickt, „Joaquina, ich möchte ein Kind von dir..." Und sie hatte glücklich den Kopf geschüttelt, während große Tränen ihr die Wangen hinabgerollt waren, und hatte ihm mit der harten, verarbeiteten Hand, die doch so fein und schlank war, übers Haar gestrichen... Der Fluß vor ihnen hatte gerauscht, und nichts war um sie gewesen, als Freiheit, Luft und Licht...

An all dies mußte Medardo denken, als er sie jetzt so still und zusammengesunken sitzen und in das dahingleitende Wasser blicken sah.

Leise schlich er hinzu und setzte sich neben sie, ganz nahe, wie sie damals gesessen hatten.

Ihre Augen begegneten sich, und schweigend strich sie ihm über das Haar — wie damals... Ihr Antlitz war ruhig und

unbewegt. Sie weinte nicht. Ihm aber erschien alles, was er bis jetzt erlebt hatte, zu verblassen, selbst die Verschüttung wurde zur Bagatelle, vor der alles überragenden Gewalt dieser Stunde.

„Joaquina," flüsterte er, und die Worte klangen ihm so entsetzlich laut, „du kommst mit uns, mit mir, in das Haus des Vaters. Wir wollen zusammen leben und arbeiten und glücklich sein, wie wir es all die Jahre hier waren. Wir verkaufen die Steine, die wir haben. Es sind nicht viele, die meisten verschlang meine Krankheit, aber für uns wird es reichen, um dort unter den Menschen ein neues Leben zu beginnen. Du weißt, ich kann nicht länger hier bleiben. Die Wildnis tötet mich..."

„Wenn du gehst, so gehst du auch von mir." Ihre Stimme war ruhig und fest. „Unsere Wege trennen sich, denn ich bin dazu verdammt, immer hierzubleiben. Ich darf nicht zurück... Gehe du. Ich klage nicht. Erst hier in der Verbannung habe ich das Glück gefunden, wenn es auch vergänglich war, wie alles..."

Sie erhob sich, und er folgte ihr in die Hütte.

Bald war die Mahlzeit bereitet, und sie aßen, den Teller auf den Knien haltend, jeder an dem Platze, wo es ihm gut dünkte, wie es Brauch ist in der Wildnis. Dann wurden die Hängematten gerichtet, denn schon am nächsten Morgen in der Frühe wollten sie aufbrechen, um die einige Wegstunden entfernte Siedlung zu erreichen, wo, wie sie wußten, an diesem Tage ein Auto mit Proviant erwartet wurde, das sie mitnehmen konnte.

Aber bis tief in die Nacht flogen Rede und Widerrede. Es wurde vereinbart, daß die Frau alle Steine behalten sollte,

auch noch einige tausend Milreis bot ihr der Vater Medardos. Sie schlug sie jedoch mit einem Kopfschütteln aus.

„Was will sie?" meinte leise der Alte, sich zum Sohne neigend. „Handeln wir nicht gerecht an ihr?"

„Sie hat mir das Leben gerettet, Vater."

„Wäre sie in der Gefahr gewesen, hättest du nicht genau so gehandelt?..."

Der Alte legte sich zum Schlafen nieder. Die Strapazen der ungewohnten Reise hatten ihn doch arg mitgenommen. Medardo sah im Scheine des Feuers, wie alt und grau er in den Jahren, da er fern von ihm weilte, geworden war, und Rührung beschlich ihn. Nur unklar fühlte er, daß irgendwo ein Unrecht sei, das man ihr, Joaquina, zufügte.

Die Mulatten schnarchten laut. Sie umgab der Alltag, für sie hatte sich dieser Tag durch nichts von den anderen ausgezeichnet. Joaquina hörte sie schwer im Traume stöhnen. Sie selbst floh der Schlaf. Ihr Leben war mit dem Ende dieser Liebe abgeschlossen, sie wußte es und hatte sich damit abgefunden.

Auch Medardo fand lange keine Ruhe. Aber es waren andere Gedanken, die den Erregten beschäftigten. Vor seinen Augen schaukelten Bilder seines Heimatortes auf den Erinnerungswogen einer glücklichen Kindheit. Nur selten drängte sich das Bild des Weibes in sein Gehirn, des Weibes, das er geliebt hatte, das ihn vom Tode errettet und der Nacht des Wahnsinns entrissen hatte, ein Bild, das ihm Qualen schuf, und das er so schnell als möglich zu vergessen strebte. Seine Gedanken lebten schon in der neuen und doch so vertrauten Welt. Die Gefahren und Entbehrungen der Wildnis werden bald hinter ihm liegen, sein kranker, geschwächter Körper wird ausruhen können, gepflegt im Kreise der Seinen...

Am nächsten Morgen, als noch alle schliefen, stand Joaquina auf und setzte die Töpfe mit Bohnen und Reis aufs Feuer. Es war noch dunkel, die Sonne hatte noch nicht ihre Strahlen auf die Erde gesandt. Das gelbe Feuer erhellte den Raum, im unruhigen Widerschein den Schatten der hantierenden Frau auf die Wände werfend.

Allmählich erwachte einer nach dem anderen. Sie wuschen sich am Flusse, dann wurde in der Dämmerung des beginnenden Tages gepackt. Die Mulatten halfen dabei. Es ging rasch vonstatten, denn Medardo wollte nichts mitnehmen als das Unentbehrlichste. Alles andere blieb zurück.

Stumm wurde gegessen, und die Pferde wurden gesattelt. Auf seinem letzten Ritt wollte Medardo sich noch einmal von Balbo, seinem Lieblingspferd, tragen lassen, wie es ihn so oft über den Kamp getragen hatte, auf den weglosen Pfaden, durch Busch und Moor, über Sand und Geröll. Dann würde es der Frau bleiben, wie alles, was sie in gemeinsamer Arbeit erwarben.

Sie sattelte auch ihr Pferd. Wenigstens die kurze Reise bis zur nächsten Siedlung wollte sie ihn begleiten, wenn es auch weiterhin nicht mehr sein konnte...

Es ist etwas Eigentümliches um das Gefühl eines Weibes, das von demjenigen verlassen wird, den es liebt. Immer, bis zum letzten Augenblick noch hofft es, die grausame Wirklichkeit möge sich ändern und der Geliebte nicht von ihr gehen.

So unterhielten sie sich über alle möglichen Dinge, nur die Trennung wurde nicht erwähnt. Sie sprühte von Geist und Frische, ihn mit keinem Wort an Unfrohes gemahnend, daß er voll Freude ihrer Unterhaltung folgte und fast vergaß, daß diese Stunden ihre letzten waren. Wie sehr hatte

er sich, seit seinem Entschluß zu reisen, vor ihnen gefürchtet! Nun machte das Weib sie ihm in ihrer Liebe so leicht. Er spürte wohl, wie schwer es ihr wurde, und tiefe Wehmut, heftiges Leid überfluteten ihn und ließen seine Liebe zu ihr heiß aufwallen, daß er meinte, sich nicht von ihr trennen zu können.

Aber schon tauchte in der Ferne vor seinen Blicken die Siedlung auf. Dort wird nach wenigen Stunden der Wagen hindurchkommen, der ihn aufnehmen und zurücktragen soll in die lang entbehrte und ersehnte Heimat. Und wieder stürmten hundert Gedanken auf ihn ein, die von der Frau an seiner Seite fortführten.

Erschauernd fühlte es das Weib, wie es eine Minute zuvor in seligem Erbeben und banger Hoffnung seine Liebe gefühlt hatte, und mit grausamer Klarheit wußte es, daß nun wirklich alles verloren sei.

Im Galopp fegten sie über den Kamp, stumm die letzte Wegstrecke zurücklegend.

Der Vater gab das geliehene Pferd dem Besitzer zurück, die beiden anderen wurden abgesattelt und freigelassen, sich das Futter zu suchen, und die Mulatten trabten ihren Hütten zu.

Als die Sonne zu höchst am Himmel stand, und sich alle Kreatur ins Gebüsch und in den Schatten verkroch, hörte man in der Ferne das Rattern des Automobils. Und nun hielt es vor der Venda. Vater und Sohn wurden mit dem Führer bald handelseinig. Joaquina sah sie in dem Wagen Platz nehmen. Unabwendbar war die Trennung beschlossen.

Und wieder ratterte der Wagen, weiße Gaswolken ausstoßend. Immer kleiner wurde er und kleiner, bis er in weiter Ferne hinter dem Horizont verschwand...

„Allein!“ Fort war Medardo für immer, nie mehr wird sie ihn wiedersehen ...

Wohin jetzt? ... Gab es auf der ganzen, weiten Welt ein Plätzchen, an dem sie mit Liebe erwartet wurde ...? Ach, nirgends wußte sie einen Menschen, an dessen Seite sie sich zur Ruhe betten, mit dem sie Not und Sorge teilen konnte ... Eine Geächtete war sie, die unter dem Fluch ihrer Tat wird leben müssen bis ans Ende ...

Nichts sehend, noch begreifend, in einem stumpfen, schweren Leid schlenderte sie langsam dahin. Dann sattelte sie wie im Traume sein Pferd, das ruhig dastand und zu begreifen schien, was im Herzen der Frau vorging. Das andere am Halfter führend, ritt sie im Schritt den Weg zurück, den sie am Morgen noch mit ihm gekommen war ...

*

Es war spät abends, als sie die Hütte erreichte. Sie hatte den ganzen Tag nichts gegessen, verspürte aber keinen Hunger. Angekleidet warf sie sich auf die Pritsche, auf der sie so viele glückliche Stunden verbracht hatte, und wild aufschluchzend, küßte sie das harte Kissen, auf dem einst das Haupt des Geliebten ruhte.

So lag sie lange.

Matt und gläsern stieg der Mond am Himmel empor. Seine blassen Strahlen geisterten lautlos, schwarze Schatten an die Wände der Hütte malend. Es war ganz still, keine Stimme eines nächtlichen Tieres zu hören, noch sonst ein Geräusch. Selbst der Wind, der fast immer über den Kamp zieht, war verstummt. Es schien, als sei in dieser Nacht alles Leben erstorben.

Joaquina hatte sich auf ihrem Lager aufgesetzt. Noch nie

war ihr die Einsamkeit so zum Bewußtsein gekommen. Wuchsen nicht aus dem mondhellen Dämmern Gestalten, nebelhafte Gebilde, greifbar und unbegreiflich, wilde Ausgeburten ihres gemarterten Hirns? Hohnlachend näherten sie sich, griffen nach ihr...

Da sprang sie auf mit gellendem Schrei: „Medardo!"

Die Pferde, die sich müde in der Nähe der Hütte gelagert hatten, spitzten die Ohren und hoben die Köpfe.

Eine wilde Angst hatte das Weib gepackt, namenlose Sehnsucht nach dem Treulosen, der sie verließ.

Sie stürzte ins Freie, hin zu den Tieren, die sich unruhig erhoben. Im Augenblick war Balbo gesattelt. Bebend stand das edle Tier, alle Nerven gespannt, bereit, jede Minute im Galopp dahinzufliegen. Und schon jagten sie zum Dorfe, das im tiefen, mitternächtlichen Schlafe lag, und an ihm vorbei in die Richtung, in der das Auto, das Medardo davongetragen hatte, verschwunden war.

Sie dachte nicht daran, ob sie den Wagen würde einholen können, noch hatte sie sonst einen klaren Gedanken, wie sie so, von einer wahnsinnigen Sehnsucht gepackt, das dahinfliegende Pferd anspornte, das sich alle Mühe gab, die ganze Muskelkraft seines sehnigen Körpers herauszuholen.

Der Mond leuchtete ihnen mit seinem bläulichen Lichte, daß sie nicht strauchelten, noch fielen, aber das Tier wurde immer müder.

Soweit das Auge im blassen Dämmern reichte, sah man die Autostraße sich ins Unendliche dehnen. Und mit einem Male begriff Joaquina die ganze Zwecklosigkeit ihres Handelns, warf das Pferd herum, denselben Weg zurückjagend, den sie soeben gekommen waren. Ihre Gedanken verwirrten sich. Es war ihr, als ob unsichtbare Fäden sie doch in die

Richtung zwängen, in der der Wagen mit Medardo verschwunden war, und sie mußte ihre ganze Willenskraft aufbieten, um nicht wieder umzukehren und abermals den aussichtslosen Ritt auf seinen Spuren fortzusetzen. Immer wieder und wieder spornte sie das Pferd, das, mit Schweiß bedeckt, am ganzen Körper zitterte und laut schnaubte, zur Eile an, wenn es, vor Müdigkeit bebend, für Minuten seinen Lauf verlangsamte. Und weiter raste es in wilder Hast, bis es plötzlich, schon in Sehweite ihrer Behausung, sich steil aufrichtend, tot unter ihr zusammenbrach.

Taumelnd erhob sich Joaquina und eilte schwankend weiter, bis sie wieder in der Hütte war, in der alles von ihrer Liebe redete und von ihrem Leide. Einen alten Kittel Medardos an die Brust gepreßt, entsicherte sie den Revolver.

Der Schuß ging in die Lunge.

Ein Röcheln, ersticktes Atmen, Blut brach ihr aus Mund und Nase. Die Waffe weit von sich schleudernd, barg sie das Gesicht in die Kleider des Mannes...

Aber der Tod, den sie erflehte, kam nicht. Umhertastend, suchte sie nach dem Messer. Es lag jedoch zu weit entfernt, als daß sie es hätte erreichen können. Mit den Fingern die Wunde auseinanderziehend, damit ihr Leben rascher verströme, klagte sie in verzweifelter Wut... Dann wurde es dunkel vor ihren Augen, und schwarze Nacht umhüllte sie...

*

Am Morgen fand sie Hans Mahr, der mit Bruno, dem Diamantaufkäufer, in die nächste Siedlung wanderte. Es gelang ihm, nachdem er ihr aus seiner Feldflasche einige Schluck in den mit Gewalt geöffneten Mund geflößt hatte, sie wieder ins Leben zurückzurufen.

Aber sie wußte ihm keinen Dank. Sich verzweifelt das Haar raufend, flehte sie, von Schluchzen erstickt, um den Tod.

Beruhigend, wie einem Kinde, sprach er ihr zu, reinigte die Wunde und verband sie, alles in der stillen, sicheren Art eines Menschen, der viel gesehen und gelitten hat, und dem selbst nichts Menschliches fremd ist.

Allmählich wurde sie ruhiger, und nach einer Stunde erhob sie sich sogar, trotz des Protestes der beiden Männer, um das Mahl zu bereiten, damit Bruno, der Diamantaufkäufer, nicht hungrig seinen Weg fortsetzen müsse.

Gegen Abend jedoch trat hohes Fieber ein, und Hans Mahr, der bei ihr zurückgeblieben war, saß die ganze Nacht an ihrem Schmerzenslager, auf die wilden Fieberdelirien lauschend.

Seiner und der anderen Garimpeiros Pflege gelang es, Joaquina am Leben zu erhalten. Nach einem Monat war sie wieder soweit hergestellt, daß sie eine leichte Arbeit verrichten konnte. Sie war jetzt noch schweigsamer als früher, weder Freude noch Leid schienen ihr etwas anhaben zu können, und nur einmal huschte es wie Bedauern über ihr strenges, verschlossenes Gesicht. Das war, als Hans Mahr ihr Lebewohl sagte, um weiterzuziehen in die Wildnis.

*

VIII

DAS GEHEIMNIS DES WEISSEN MANNES – DIE MAUSEFALLE – OPFER DES GOLDES

Eine kleine Gruppe Diamantsucher hatte beschlossen, noch tiefer in die Wildnis einzudringen, um das Glück dort zu erproben, wo es noch niemand erprobte. Am nächsten Morgen in der Frühe wollten sie die fünf Mulas mit dem Gepäck beladen und einer hinter dem anderen auf seinem Reittier den schmalen Pfad entlangziehen, bis die letzte Hütte der Diamantsucher hinter ihnen blieb und sie sich den Weg durch die Wildnis bahnen mußten.

Tage und Tage würden sie so reiten, bis das auf der Karte nur mit einem weißen Fleck bezeichnete Gebiet, in das einige mutmaßliche Flüsse als dunkle Schlangenlinien eingezeichnet waren, erreicht war, unerforschtes Land, das noch keines Weißen Fuß betrat, der wieder zurückkehrte zu seinesgleichen...

Die halbe Nacht bei hellem Mondschein wurde unter Lachen und Scherzen das nötige Gepäck gerichtet, eine gehobene Stimmung hatte sich aller bemächtigt, denn wenn sie auch mit den Tücken der Wildnis vertraute Männer waren, so waren sie sich doch des Wagnisses vollauf bewußt, das sie im Begriff standen, zu unternehmen.

Es waren außer Hans Mahr, dem Deutschen, ein Russe und drei Farbige. Jeder von ihnen besaß ein Trag- und ein Reittier, so daß sie insgesamt eine kleine Karawane bildeten. Lange vor Sonnenaufgang lagen die Packsättel bereit und für jedes Tragtier zwei Koffer aus ungegerbtem Leder, die zu beiden Seiten des Sattels befestigt werden sollten. Sie hatten ihren Besitz zusammengetan, so daß Arbeitsgeräte, Proviant

und Munition jedes einzelnen nicht getrennt, sondern nach ihrer Eigenart zusammen verpackt worden waren. Dann wurden die Tiere gesattelt und erst im letzten Augenblick vor dem Abmarsch die geduldig wartenden Mulas mit dem schweren Gepäck beladen, denn das Tragtier ermüdet unter der Last beim Stehen viel stärker als im gleichmäßigen Dahinschreiten. Die Lasten durch Rinderhäute vor etwa fallendem Regen geschützt, machten sie sich auf ins Ungewisse...

Bald hatte der schmale, durch die Hufe der Pferde eingetretene Pfad ein Ende, und sie waren nur auf die kleine Nadel des Kompasses angewiesen, die ihnen die Richtung durch das spärlich bewaldete Gebiet weisen sollte.

Zwei Wochen vergingen im nimmermüden Reiten, tagsüber unter der glühenden Sonne und nachts in dem silberweißen Licht des Mondes, sich und den Tieren nur kurze Rast gönnend. Gelegentliche Jagdstreifen boten reichlich Nahrung, so daß sie die mitgeführten Vorräte wenig in Anspruch zu nehmen brauchten. Der Rio das Mortes, der Fluß des Todes, lag schon weit hinter ihnen, und in der Ferne sah man den Rio Culisehu. Eine starke Bewaldung zu ihrer Linken zeigte seinen Verlauf. Die Indianerstämme, die sie trafen, waren nicht bösartig, und auch unter Schlangen und Jaguaren hatten sie nicht sonderlich zu leiden.

So gelangten sie eines Mittags in eine Indianersiedlung. Es waren gutgewachsene Gestalten, die sich von Jagd und Fischfang, von Mais- und Mandiocabau ernährten. Neugierig umringten sie die kleine Karawane, all die seltsamen Sachen bestaunend und betastend, und die Ankömmlinge hatten alle Hände voll zu tun, ihre Habe vor den diebischen Griffen der Wilden zu schützen.

Mit Hilfe eines der Mestizen, der ihre Sprache ein wenig

kannte, gelang es, sich mit ihnen zu verständigen. Das Gepäck wurde in den aufgeschlagenen Zelten untergebracht und einige Geschenke unter sie verteilt, was sie vollends zutraulich machte. Frauen und Kinder balgten sich im Sande um die ihnen zugeworfenen Glasperlen, und Hans Mahr und seine Gefährten erfreuten sich an dem geschmeidigen Spiel ihrer vollendeten Körper.

Als die Lagerfeuer lohten, hockte sich einer nach dem anderen der braunen Gestalten um sie. Die Unterhaltung kam jedoch nur langsam in Gang. Die Verständigung war nicht leicht, und die Reisenden waren müde, aber keiner dachte an Schlaf.

Hier, weitab jeglicher Zivilisation, inmitten von Menschen, deren Leben so unverständlich und fremd erschien, wie die ganze, unbegreifliche Wildnis ringsum, war es Hans Mahr, als träume er einen längst vergessenen Knabentraum von Indianern und seltsamen, fernen Ländern...

Er sah die dunklen Gestalten unbeweglich im Kreise kauern oder zweifelnd die Köpfe wiegen, als Amilcar, der Mestize, ihnen jetzt von den großen Städten der Küste sprach und von dem Wasser, in dem die Sonne sich spiegelt, soweit das Auge reicht... Ganze Häuser schwimmen auf ihm... Und sie neigten wie in Beschämung das Haupt, als er von den schnellen Kanus sprach, die Vögeln gleich durch die Luft fliegen, von den Maschinen, die die Menschen für sich arbeiten lassen und den merkwürdigen Apparaten, die es ermöglichen, eine Stimme auf weitere Entfernung hin zu hören, als das Auge über den Kamp reicht, oder gar die eines längst Verstorbenen wieder aufleben zu lassen... War es Beschämung über die Unwahrheiten, die diese Fremden, die reich waren an seltsamen Dingen aller Art, sprachen, oder fühlten sie

in diesem Augenblick die engen Grenzen ihres Wissens und Könnens?...

Als Amilcar geendet hatte, nahm der älteste von ihnen das Wort. Sonne und Regen hatten sein Haar gebleicht, doch das Auge war noch scharf und voll Spannkraft sein sehniger Körper.

„Du hast vieles erzählt... Aber warum, o Fremder, brachtet ihr das Ding, aus dem die Stimme der Toten schallt, nicht mit euch?..."

So sprach der Alte, und die Gesichter ringsum schienen dunkler zu werden. Unbeweglich starrten die Indianer ins Feuer.

„Warum brachtet ihr auch nicht den Pfeil und Bogen mit, der wie der Himmel donnert und blitzt, wenn er sich mit Wolken bezieht und zornig ist? Ihr habt nur den Stock, aus dem Feuer springt, den alle hatten, die den Fluß hinab zu uns kamen..."

Wer mochte diesen Menschen hier in der Wildnis von Kanonen erzählt haben? Es war schwer, ihnen zu erklären, daß das Gewicht dieser Waffen ihren Transport bis hierher unmöglich mache und es auch zwecklos wäre, sie mit sich zu führen. Sie blieben abwartend und verschlossen, und erst als Amilcar ihnen ein Fernglas zeigte und versprach, am nächsten Morgen Gegenstände, die in weiter Entfernung lagen, herbeizuziehen, daß sie deutlich erkennbar seien, wurden sie wieder freundlicher, und der Alte begann seinerseits zu erzählen.

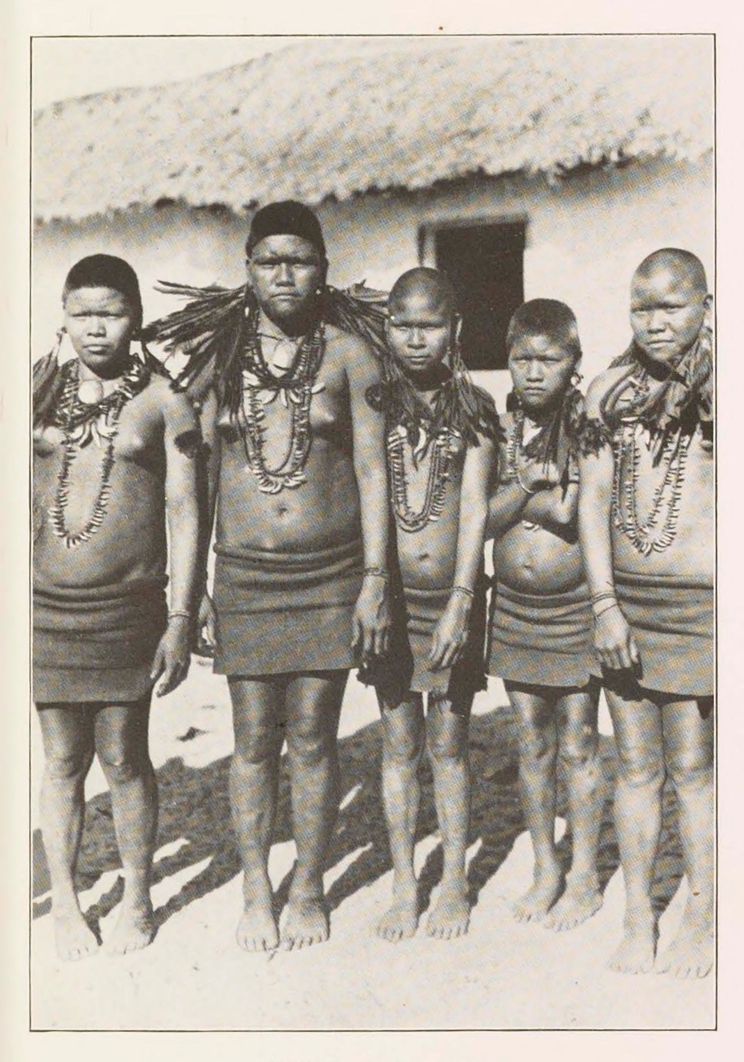
„Schon viele Regenzeiten sind vergangen, daß ein weißer Mann zu uns kam. Kopf und Antlitz waren mit langen Haaren bedeckt, von der gleichen Farbe wie die Steine, die er mit

sich führte, gelb und leuchtend. Sein Körper war von Wunden zerrissen, und seine Augen blickten, wie wir es nie gesehen hatten. Auch deine sind hell“, wandte er sich an Hans Mahr, der gleich den übrigen dem eintönigen Sprechen des Alten lauschte. Denen, die seine Rede nicht verstanden, floß sie mit den Stimmen der tropischen Nacht in ein Lied zusammen.

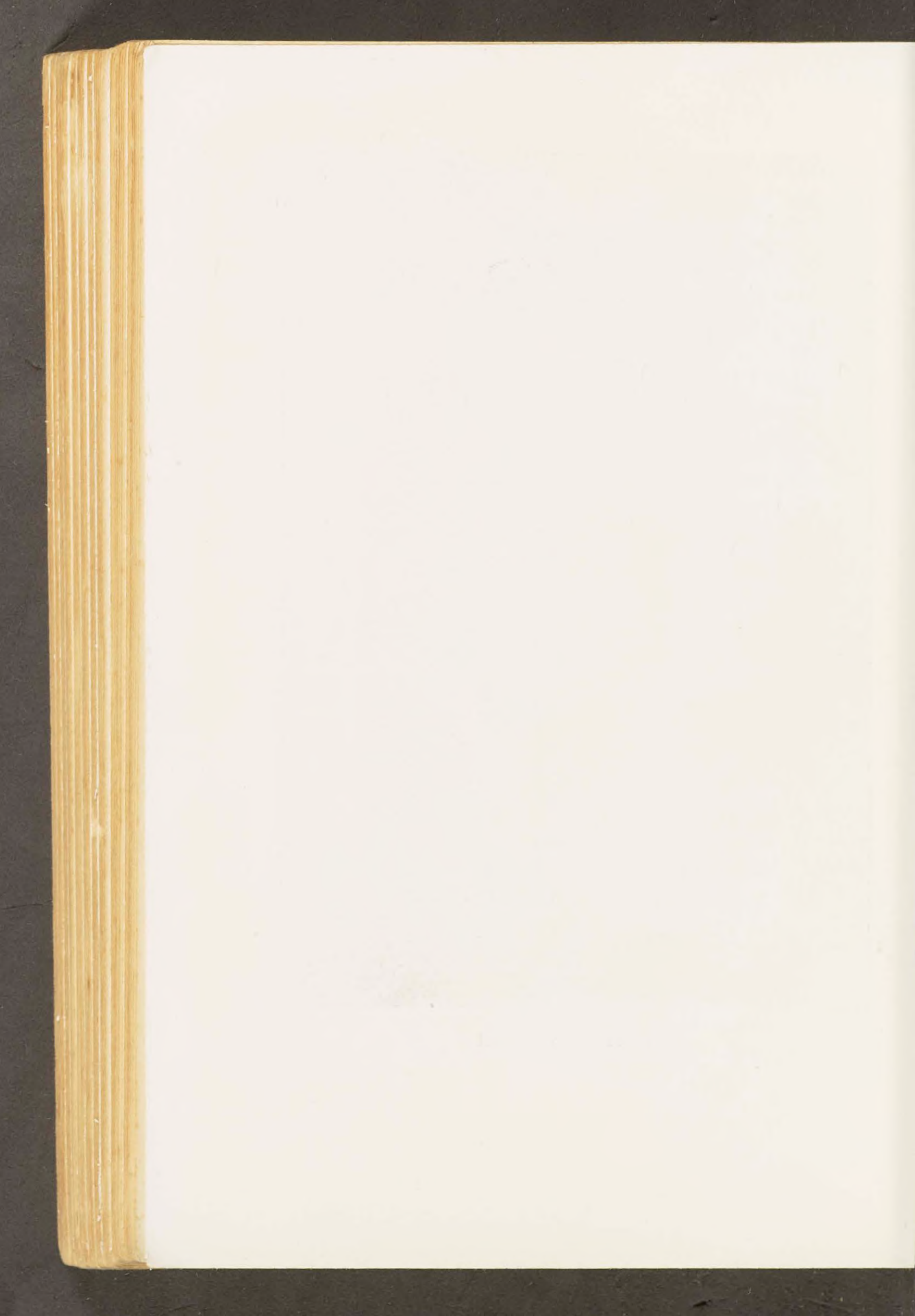
„... Auch deine sind hell, aber in denen des Mannes lag ein anderer Glanz. So blickst du nicht, und Orko nicht, der Häuptling, und niemand...

Und er wußte, wie wir das Feuer nennen und den Wind und das Wasser im Fluß und konnte in unserer Sprache mit uns reden. Und als er sah, daß es ans Sterben ging, rief er Karía herbei, der damals Häuptling war, Orko, seinen Sohn, und mich und sagte, daß weit von hier, gen Mitternacht, dort, wo der Rio Xingú das vierte Mal seine Wasser in die Tiefe stürzen läßt und sie dann in großem Bogen nach rechts treibt, man ihn verlassen und nach links wandern müsse, immer geradeaus. Gewässer würden den Weg kreuzen, aber nicht ihrem Lauf solle man folgen, bis ein großes Wasser käme, jedoch kleiner als der Rio Xingú. Dem gehe man nach, solange der Blick geradeaus frei wäre. Später werden Berge ihn hemmen. Dann sei das Ziel auch nicht mehr weit... Es ist ein langer Weg bis dahin, mehr als einmal wechselt der Mond. Wenig Wild ist in der Gegend, und der Tod lacht zwischen den Zweigen der Bäume. Aber wer es erreicht hat, das Ziel, wird Sand und Steine finden von der Farbe der Sonne, wie die Weißen sie suchen...“

Er zog ein Stück Golderz hervor, es auf der flachen Hand in das Licht des Feuers haltend: „Eine große Menge Sand und Steine, aber um sie lauern Furcht und Verderben. Mit einer Anzahl seinesgleichen war der Fremde ausgezogen, nun



INDIANER-TYPEN





URWALD-PHILOSOPH



kam er allein und als ein Sterbender zurück... Wir sollten es den Weißen erzählen, die zu uns kämen...

Viele Regenzeiten sind seither vergangen, Wolken verhüllten den Himmel, es war naß und kalt, bis wieder die Strahlende über uns war, die leuchtende Sonne. Karîa, der Häuptling, starb, und Orko, sein Sohn, ist alt. Meine Hand verlor an Sicherheit, und meine Augen blicken nicht mehr so scharf, tiefe Furchen gruben sich in mein Antlitz seit dem Tage, da der Fremde zu uns kam und — starb..."

Amilcar hatte ihnen die Worte des Alten wiedergegeben. Nachdenklich betrachteten sie das Stück Golderz.

Wenn es Wahrheit war, was der Indianer erzählte, so hatten sie das Ziel ihrer Reise gefunden. Daß jene Fremden von der Wildnis bezwungen waren, schreckte sie nicht, fühlten sie sich doch jung und stark, um den Kampf mit jeglicher Gefahr zu bestehen.

*

Und so gaben sie ihre ursprüngliche Absicht, in der Indianersiedlung einige Tage zu verweilen, um den Tragtieren eine längere Rast zu gönnen, auf und setzten schon am nächsten Morgen ihren Marsch fort. Auch die Pferde waren jetzt mit Mandioca- und Maissäcken beladen, so daß sie alle hinter und neben den Tieren herschreiten mußten. Aber trotzdem kamen sie gut vorwärts. Die langen Märsche kann man ja nur im Schritt zurücklegen, und wer das Wandern gewohnt ist, wird nicht hinter den Tragtieren zurückbleiben.

Den waldigen Flußlauf des Rio Kuluene zur Rechten lassend, schritten sie dahin. Die Nächte, in denen stets einer von ihnen Wache hielt, verliefen ohne Störung, die Tiere, die jeden Tag ihre Portion Mais erhielten und sich nachts das

Futter selbst suchen mußten, entfernten sich nicht weit vom Lager, und so erreichten sie nach Tagen ohne sonderliche Zwischenfälle den Rio Xingú.

Es war nicht leicht, das breite Wasser zu durchqueren, dessen flachste Stelle noch so tief war, daß es über die Rücken der Pferde hinwegging. Das Gepäck mußte abgeladen und auf den Schultern hinübergetragen werden, und sie wußten nicht, ob nicht giftiges Getier in den Fluten auf sie wartete... Aber unversehrt kamen sie hinüber und konnten ihren Weg an seinem Ufer entlang fortsetzen.

Das war der größte Fluß, dem sie nach der Erzählung des Alten begegnen würden.

Und wieder vergingen Tage. Sie hatten aufgehört, sie zu zählen, und Hans Mahr schien es, als ob er immer so in der Wildnis gewandert wäre, hinter den unter ihrer Last schwer schreitenden Pferden her.

Immer einsamer wurde es um sie, immer weniger wurden die Stimmen der Tiere und seltener ihre Spuren in Sand und Geröll oder in den Sümpfen der Niederung. Die Sonne kam und ging, Tag wechselte mit Nacht, und immer war noch der erste Wasserfall nicht erreicht, von dem der Fremde den Indianern berichtet hatte.

Aber dann, eines Tages, hörten sie ein Rauschen und Brausen, und schäumend sprang der Fluß über die Steine... War diese Stromschnelle jener Ort, wo der Fluß „seine Wasser zum ersten Mal in die Tiefe stürzen läßt"?

Voll Erwartung zogen sie weiter, und abends, als die Feuer ihre Zelte in rotes Licht tauchten und Menschen und Tiere sich zur Ruhe gelagert hatten, hörten sie in weiter Ferne abermals die Wasser rauschen.

Am nächsten Tage war die zweite Stromschnelle erreicht und wenige Stunden darauf die dritte.

Da wußten sie, daß sie auf dem richtigen Wege waren, aber wiederum vergingen Tage, und nichts störte die eintönige Stille des unter den glühenden Sonnenstrahlen ächzenden, spärlich bewaldeten Landes, Tage, einer wie der andere, eine drückende Folge, die kein Ende zu haben schien... Nachts sahen sie die Scheibe des Mondes immer schmaler werden und schmaler und schlossen daraus, daß bald wieder ein Monat vergangen sein müsse, seit sie ihren Weg in die Wildnis nahmen.

Endlich hörten sie das Brüllen der Wasser, und ein herrliches Bild bot sich ihren entzückten Blicken.

Dort, wo die ruhig dahinziehende Breite des Flusses eine abschüssige Ebene bildete, gurgelten und quirlten die Fluten, bäumten sich auf, tanzten und sprangen, in allen Farben des Regenbogens im Sonnenlicht flimmernd und gleißend, um, wieder gebändigt, nur noch im leisen Drängen und Schieben ihren alten Lauf fortzusetzen.

Zum vierten Mal hatte der Fluß seine Wasser in die Tiefe stürzen lassen, das Ziel ihrer Wanderung konnte nicht mehr fern sein.

Schneller schritten sie fürbaß, ja Amilcar versuchte sogar die Strophe eines Liedes; sie verklang allerdings gleich wieder im mühseligen Dahinwandern in Hitze, Sand und Geröll.

Am dritten Tage hiernach erreichten sie einen Hügel, von dem aus man das Land weithin überschauen konnte, und sahen den Fluß in großem Bogen südöstlich wandern, statt seinen Weg gen Norden fortzusetzen. So weit das Auge reichte — nichts als Einöde und wolkenloser Himmel.

Am nächsten Morgen bogen sie vom Flusse nach links ab, wie der Indianer es ihnen gesagt hatte, und setzten ihren Marsch fort.

Man spricht davon, daß der Rio Xingû erforscht sei. Wohl mag K. von der Steinen zu Ende des vorigen Jahrhunderts dem Fluß und seiner nächsten Umgebung seine Geheimnisse entrissen haben, aber was die heiße, trockene Erde dahinter birgt, das blieb noch jedem Forscherauge verschlossen.

So war denn auch ihrer aller Erwartung aufs höchste gespannt.

Nach Überschreitung mehrerer kleiner Gewässer näherten sie sich jetzt einigen Hügeln.

Sollten sie dennoch eine falsche Richtung eingeschlagen haben, denn unmöglich konnte dies die erwähnte Bergkette sein. Die geringste Nichteinhaltung der vom Kompaß gewiesenen Richtung bedeutet ja schon nach Tagen des Marsches eine ungeheure Abweichung vom ursprünglichen Wege.

Aber sie brauchten keine Furcht vor dem Verirrtsein zu haben. Was spielen in der Wildnis, wo die Zeit nicht nach Stunden zergliedert wird, Wochen für eine Rolle?

Wie alltäglich wurde das Lager aufgeschlagen, und vier von ihnen begaben sich auf die Jagd. Als es Abend wurde und sich alle wieder zusammenfanden, hatte jedoch niemand etwas erlegt, jeder kehrte mit leeren Händen zurück, die meisten waren nicht einmal einem Lebewesen begegnet.

So aßen sie von den mitgeführten Vorräten und machten sich an die Untersuchung des sie umgebenden Gerölls, das schon reiche Spuren von Gold aufwies. Aber keinem von ihnen kam der Gedanke, hierzubleiben, das Geheimnis des „weißen Mannes“ lockte und rief aus der Ferne.

In ungeheuren Mengen birgt die Erde dieser Welt das gelbe Metall in sich, das arm und reich in seinen starken Händen hält. Ein Edelmetall, dessen Preiswert nicht durch das Edle in ihm bestimmt wird, sondern durch die Mühen und Gefahren, die mit seiner Gewinnung verbunden sind. Viele ziehen hinaus auf seine Suche, aber nur wenige sind es, die wiederkehren. Die Schicksale der Kühnen, die erliegen, bleiben immer verborgen, von der Wildnis behütet.

*

Und wieder trafen sie auf einen Fluß, der auf keiner Karte zu finden war. Träge wälzte er seine Wasser dahin, im immer gleichbleibenden Wechsel von Tag und Nacht. Auch in seinem Bett war Gold in reicher Fülle vorhanden.

Fünf Tage am Ufer entlangwandernd, überquerten sie ihn am sechsten, immer geradeaus in der eingeschlagenen Richtung vorwärtsschreitend, bis sie endlich am Horizont eine Kette wild zerklüfteter Berge emporwachsen sahen. Vom ebenen Land, das, so weit das Auge reichte, sich im flimmernden Sonnenschein dehnte, hoben sie sich fast unwirklich ab, als hätte eine mutwillige Gigantenhand eine Anzahl Steine auf ein Sandfeld geworfen.

Schon waren sie bis auf weniges an sie herangekommen, nirgends jedoch war eine Spur zu entdecken, daß vor ihnen schon eines Menschen Fuß diese Gegend betrat. War es der Fall, wurde sie längst vom Regen verwaschen, von der Sonne zerstört.

An einer Stelle floß ein gelblich-graues Wasser, das schäumend über die Steine sprang, in jahrtausendealter Arbeit ihre scharfen Kanten polierend. Hier wurde das Lager errichtet, jedoch ein wenig von ihm entfernt, damit sein Rauschen

nicht das Gehör betäube und sie den etwaigen Gefahren wehrlos ausliefere.

Es stellte sich aber bald heraus, daß das Wasser, das sie mittels der Leinwandeimer geholt hatten, seiner alkalischen Salze wegen ungenießbar war. So sahen sie sich nur auf den Fluß angewiesen, der einen Tagesritt entfernt lag. Das würde das Arbeiten ungemein erschweren, brauchte man doch zum Transport des Wassers zwei ganze Tage. Auch rochen die aus ungegerbtem Leder genähten Säcke, die sie zu diesem Zweck anfertigten, übel, und das Wasser war nur nach Überwindung eines heftigen Widerwillens zu genießen.

Die Erforschung des Gebirges sagte ihnen aber, daß sie nun wirklich am Ziele ihrer Wanderung angelangt seien, entdeckten sie doch die vermoderten Überreste einer Hütte, die vollends zusammenstürzten, als sie sie berührten.

Nicht weit davon gähnte in den zerklüfteten Felsen ein Spalt, der in das Innere der Berge zu führen schien.

Es war gefährlich, den Gang zu betreten, von dessen Wänden Steine prasselnd und polternd in das gelbbraune Wasser klatschten, das in handbreiter, trüb schillernder Schicht über dem Boden stand.

Bis über die Knöchel wateten sie langsam und vorsichtig den dunklen, schmalen Pfad entlang. Er war so eng, daß sie sich an vielen Stellen nur mit Mühe hindurchwinden konnten, und seine vielen Biegungen und überhängenden Felsblöcke ließen nur auf zwei bis drei Schritte erkennen, was vor ihnen lag. Doch dann standen sie in einer Art Talkessel, dessen steile, nach innen geneigten Wände senkrecht zum blauen, wolkenlosen Himmel emporragten.

Die Luft in diesem großen, grottenartigen Raum, dessen Boden mit feinem, rötlich-gelbem Sand, Geröll und Stein-

haufen bedeckt war, roch nach Moder, aber seine Kühle wirkte erfrischend nach der übergroßen Hitze der monatelangen Reise. Was sie jedoch am meisten beglückte, war ein feiner Wasserstrahl, der aus einer dunklen Höhle rann und keine kaustischen Alkalien enthielt. Somit war die Frage der Wasserversorgung auch gelöst.

Die Untersuchung der Höhle sollte am nächsten Tage erfolgen, mittlerweile war die Zeit des Sonnenunterganges herangerückt.

So wurde das Gepäck hierher geschafft und das Lager in der Nähe des Wassers aufgeschlagen. Hier würden sie vor wilden Tieren geschützt sein, auch Schlangen hatten sie nirgends entdecken können.

Aber noch einen Fund machten sie: zwei menschliche Skelette, deren Knochen vom Wasser eine graugelbe Färbung angenommen hatten, auch einige verrostete Schnallen, Schaufeln und Hacken, ein Gewehr, ein Messer ohne Griff und andere zerbrochene Gegenstände, von Rost zerfressen, ein beredtes Zeugnis, daß vor ihnen schon Menschen hier tätig waren. Auch ihnen mochte dieser Talkessel als Lagerplatz geeignet erschienen sein, auch sie haben hier gearbeitet, haben gehofft und — sind gestorben. Was hatte ihren Tod verursacht? Die Knochen wiesen keinerlei gewaltsame Verletzungen auf, weder waren sie von wilden Tieren zerbrochen, noch von herabstürzenden Gesteinsmassen zerdrückt worden. Doch halt! An einem der Schädel — das kleine runde Loch. War das nicht der Einschuß einer Revolverkugel?

Welches Geheimnis war hier für immer zum Schweigen gekommen?

Doch fort mit dem Grübeln um Vergangenes, längst Totes! Heute herrschen die Lebenden.

Gleißte es dort nicht zwischen den Steinen, über die ihr Fuß achtlos geschritten war?

Sie scharrten und gruben, und dann lag es vor ihnen: Gold, Goldsand und Erze, viele Kilo, ein Reichtum, wie sie ihn nie zu finden erwartet hatten. Die Ausbeute jener, deren fleißige Hände diese Schätze gehäuft hatten, und an denen sie nun niemals mehr Anteil haben werden.

Keines Wortes mächtig, standen die fünf und starrten das gelbe Metall an, das hier, fern allem menschlichen Hasten und Treiben, lag und leuchtete. Ihre Augen glänzten, ihre Pulse flogen, es war wie ein Rausch über sie gekommen.

In gehobener Stimmung, nach den langen Wochen der Ungewißheit und Strapazen fast in Ekstase, wurden die Lasten untergebracht, das Lager errichtet und die Hängematten mit Stricken an Feldblöcken befestigt. Und wieder ging es durch den engen Gang ins Freie, um Feuerholz zu sammeln, das unweit des Lagers an erhöhter Stelle übereinandergeschichtet wurde, stets aufs neue aber kehrte ihr Blick zu jener Vertiefung zurück, darin sie den Schatz wußten.

Gold..., Gold und Gold!

Es lockte und gleißte und gaukelte ihnen die schönsten Bilder vor die vom Flimmern des unbarmherzigen Sonnenlichtes ermüdeten Augen, verschloß ihr Denken und Fühlen vor dem warnenden Mahner, den Zeichen des Todes ringsum. Das Goldfieber, dieses gefährlichste aller Fieber, hatte sie gepackt und ließ sie nicht mehr...

Bald loderte das Feuer, und aus den Vorräten wurde das Mahl gerichtet. Die Tragtiere, die am Eingang zum Talkessel im Freien belassen werden mußten, zeigten weder Unruhe noch Furcht, so daß anzunehmen war, daß ihnen keinerlei Gefahr drohte. Selbst wenn eines in dieser ersten Nacht vom

Jaguar geschlagen werden sollte, würden sie seinen Verlust verschmerzen können und für die anderen dann die notwendigen Vorsichtsmaßregeln treffen.

Die Nacht verlief ruhig. Kein Todesschrei oder sonstwie verdächtiges Geräusch war zu hören. Vom tiefschwarzen Himmel sahen sie die Sterne zu ihnen in den finsteren Schacht hinabschauen. Er mochte vor Zeiten eine Felsengrotte gewesen sein, dessen gewölbte Decke den Witterungseinflüssen nicht hatte trotzen können und eingestürzt war, Luft und Licht Zutritt in die unterirdische Welt gestattend. Das Feuer brannte still und gleichmäßig, leise knisternd, wenn sie ihm neue Nahrung gaben, kein Laut störte die nächtliche Stille, außer dem entfernt und dumpf klingenden Schnauben der Pferde oder dem gelegentlichen Poltern eines herabfallenden Steines.

*

Am nächsten Tage machten sie sich an die weitere Erforschung ihres neuen Aufenthaltsortes.

In die Höhle eindringend, befanden sie sich in einer halbdunklen, kleinen Grotte, die durch einen schmalen, senkrechten Spalt nur spärlich erleuchtet wurde. Hier trug alles die Zeichen menschlicher Arbeit: verrostete Werkzeuge, die der Zahn der Zeit noch nicht ganz zu zerstören vermocht hatte, bedeckten den feuchten, mit großen Pfützen durchsetzten Boden.

Sie begannen sofort mit der Arbeit.

In der Nähe des Lagers wurde eine etwa sechzig Quadratmeter tiefe Grube gegraben und das Wasser dahin umgeleitet, um auf diese Weise ein Bassin zum Waschen des Goldes zu erhalten. Hierauf schritten sie an das Brechen des Gesteins.

Es war dies eine schwere und gefahrvolle Arbeit mit den unzulänglichen Werkzeugen und in der ständigen Gefahr, von den herabstürzenden Gesteinsmassen erschlagen zu werden. Aber die Ausbeute an Gold war sehr groß. Tagtäglich konnten sie neue Schätze zu dem kostbaren Funde häufen, der ihrer wartend hier gelegen hatte.

So arbeiteten sie, nichts anderem hingegeben als dem Herrn dieses Berges, dem Gold, bis sie eines Tages entdeckten, daß sämtliches Fleisch ihrer Vorräte verzehrt war.

Nur widerstrebend unterbrachen zwei von ihnen die Arbeit und verließen den Talkessel, um sich auf die Jagd zu begeben. Aber mit leeren Händen kehrten sie zurück. Einsam, ohne das Zeichen eines Lebens, hatte die weite Ebene im glühenden Sonnenlicht vor ihnen gelegen, verbrannt und verdorrt.

Wozu jedoch brauchten sie die vielen Tragtiere, deren Fütterung bei der spärlichen Vegetation ohnehin immer schwieriger werden mußte? Es würden ihrer noch genug übrigbleiben, um den Goldvorrat zum Leben und zu den Menschen zurückzutragen. Sie brauchten ja das Arbeitsgerät nicht mitzunehmen, auch der Proviant, der jetzt in vielen stattlichen Säcken und Ballen einen Teil des Lagers füllte, würde dann erheblich zusammengeschmolzen sein.

So schlachteten sie eines der Pferde und arbeiteten weiter.

Nach dem ersten folgte das zweite. Jetzt versuchten sie es gar nicht mehr, einen ganzen Tag durch die Jagdstreife zu riskieren; sie arbeiteten, häuften das kostbare Metall, eingesponnen in einen eigenartigen Zustand des Rausches, der jede klare Überlegung trübte, der alles, was nicht Gold war, unwichtig und nebensächlich erscheinen ließ.

Wie viele Tage waren vergangen, seit sie in diese unterirdische Welt eingedrungen waren, darin nur das Edelmetall

Daseinsberechtigung zu haben schien? Oder zogen schon Monate ins Land? ... Sie wußten es nicht. Sie wußten nur, daß hier ungeheure Schätze ihrer im dunklen Schoß der Erde harrten.

Das dritte Pferd war schon zur Hälfte verzehrt worden, als es eines Tages zu regnen begann.

Lachend schlugen sie das Zelt, von dessen spitzem Dach das Wasser in Strömen rann, an einer geschützteren Stelle auf und bedeckten Proviant, Feuerholz und Munition mit Rinderhäuten. In ihrer Arbeit wollten sie sich nicht stören lassen!

Aber es kam anders.

Im Zustand des Goldfiebers, der sie längst alle Zeitrechnung verlieren ließ und gleichgültig den sie umgebenden Dingen gegenüber machte, mit Ausnahme des Einen, alles und alle Beherrschenden, hatten sie nicht bedacht, daß es die Regenzeit war, die hereinbrach. Nur selten, in den Morgenstunden, drang ein Sonnenstrahl in ihre unwirtliche Behausung, und schon stürzten wieder Wassermassen von dem grau verhängten Himmel.

Und eines Abends gewahrten sie etwas, das sie vor Schreck erstarren ließ.

Aus einer Felsenspalte brach mit donnerähnlichem Getöse ein Wasserstrahl hervor und wälzte sich, ein graugelber, schmutziger Strom, durch den schmalen Gang, der ihre einzige Verbindung mit der Außenwelt darstellte, Steine und Geröll im Wirbel mit sich führend.

Entsetzt stürzten sie dem Ausgang zu. Aber das Wasser war schon zu hoch und zu reißend, als daß sie es wagen konnten, noch hindurchzudringen.

Gefangen waren sie wie die Mäuse im Loch, um elend in

den Fluten zu ersaufen oder dem bleichen Gespenst des Hungers zum Opfer zu fallen.

Aber noch war es nicht so weit, noch besaßen sie Vorräte in Mengen, denn das Lager, das auf einem erhöhten Felsblock stand, war von den Wassermassen nicht berührt worden. Und einmal werden sie ja auch wieder fallen, der Regen wird aufhören und die Sonne abermals scheinen.

Aber das Wasser stieg und stieg.

Nun war es nur noch wenige Meter von ihnen entfernt. Sie hörten es um sich plätschern, und große Steine stürzten unter der Wucht des Regens polternd in die Tiefe, daß es wild nach allen Seiten hin aufspritzte.

Unbarmherzig, stumm und grausam ragten die steilen Felswände um das Häuflein der Eingeschlossenen, die tatenlos im stumpfen Dahinbrüten nichts anderes tun konnten als warten auf der kleinen von Wasser umgebenen Insel.

Und wie die Tage einer nach dem anderen verstrichen, verschwanden die Säcke und Ballen an Proviant, der ihnen anfangs schier unerschöpflich erschienen war. Schon längst hatten sie begonnen, die noch verbliebenen Nahrungsmittel in Rationen einzuteilen, und mit Besorgnis sahen sie den Vorrat an Brennmaterial immer kleiner und kleiner werden. Was sollten sie trinken, wenn das alkalisch durchsetzte Regenwasser, das in rohem Zustande ungenießbar war, nicht mehr abgekocht werden konnte? Nachts machten sie kein Feuer mehr, im Finstern die langen Stunden dahinschleichen lassend, um das ausgebrannte Lagerfeuer sitzend, auf das Strömen des Regens und die wirbelnden Wassermassen lauschend. Am Morgen kochten sie einige Töpfe Bohnen und Reis, die ersteren mit Steinen zerstoßen, um das kostbare Brennmaterial zu sparen. So verbrachten sie einen Tag wie den anderen, eine

Nacht wie die andere, und nur das Gold um sie glitzerte und lachte und quälte sie mit seiner Schönheit...

Und wieder war es Abend geworden. Über der ausgebrannten Feuerstelle hingen die geleerten Töpfe. Hin und wieder bröckelte ein Stein von den Wänden und rollte ins Wasser. Der Regen hatte aufgehört, er peitschte nicht mehr die gurgelnden Fluten, klatschte nicht mehr auf die Steinplatten ringsum.

Stunde um Stunde verging. Keiner dachte an Schlaf, voll banger Hoffnung in die Nacht lauschend. War der Regen vorüber? Nahte endlich Rettung?

Und als der Morgen kam, sahen sie voll unbeschreiblichen Entzückens einen wolkenlosen Himmel über sich blauen, von den Strahlen der aufgehenden Sonne purpurn und leuchtend durchzogen.

Trunken von Freude tanzten sie und sprangen, frohe Schreie ausstoßend, ergriffen Hände voll Gold, küßten es, jauchzten und lachten.

Wohl hatte der Regen aufgehört, das Wasser jedoch, das ihr Gefängnis und dessen Zugang füllte, ging nicht zurück. Immer wieder würgte der Spalt neue Fluten hervor, die quirlend gegen ihre Insel brandeten. Wer weiß, aus welchen geheimnisvollen Tiefen er sie emporschleuderte ans Tageslicht? Und als gar in der vierten Nacht die Sterne abermals verschwanden und große Tropfen von neuem zu fallen begannen, stürzte sich João, der Mulatte, mit lautem Schrei in die wirbelnde Flut.

Entsetzt waren die vier, die in stumpfer Ergebenheit auf ihrem Lager gekauert hatten, aufgesprungen, voll Grauen ins Dunkel starrend, aus dem das Brausen der Wasser schallte.

Am nächsten Tage war ihr Vorrat an Brennmaterial zu

Ende. Die ungekochten Bohnen konnten sie nicht genießen, aber den Reis aßen sie und das gesalzene Pferdefleisch. Schmutzig, verwahrlost, von Durst und Hunger geplagt, hockten sie um die ausgebrannte Feuerstelle und starrten stumpf vor sich hin, wie wilde, seltsame Tiere im Dämmern der Höhle.

Und dann hatten sie nichts mehr zu essen.

Stöhnend wälzten sich die Farbigen auf den nassen Steinen, das Gold und ihr Schicksal verwünschend.

„Du edles Metall," höhnte Amilcar, „edel, weil du von denen, die dir dienen, das Leben forderst. Und doch bist du ein Nichts. Ein Reiskorn ist mehr wert als hier der faustgroße Brocken."

Er lag, das Gesicht an das gleißende Metall gepreßt, den flimmernden Staub unter irrem Lachen sich auf Kopf und Hände streuend.

„Verflucht sollst du sein! Verflucht mit deinem Glanz und deiner leuchtenden Schönheit, die den Tod birgt...!"

Der Russe saß zusammengesunken und schien weit fort zu sein, in den Wäldern seiner Heimat. Dann hob er langsam den Kopf und fragte: „Wie lange werden wir noch die Qual dieses Lebens tragen müssen?", und als Hans Mahr müde aufschaute, mit einem Blick auf die jammernden zwei: „Wir dürfen nicht als erste gehen..."

Und wieder starrten sie vor sich hin, sannen der Frage nach und hörten wie aus weiter Ferne das Fluchen und Stöhnen ihrer farbigen Gefährten.

Als es Abend wurde, fand auch Amilcar seinen Tod in den Wellen.

Winselnd kam der zweite Mestize, ein Jüngling von neun-

zehn Jahren, zu den beiden Europäern gekrochen: „Erschießt mich," flehte er, „nur macht ein Ende der Qual..."

Unaufhaltsam und eintönig rauschte der Regen, gurgelte das Wasser und plätscherte, wenn es an ihrem kleinen Felseneiland zerschellte, von Finsternis umhüllt.

Als es Morgen wurde, waren die beiden Weißen allein.

*

Und abermals kam eine Nacht.

„Hans, lebst du noch?" kaum hörbar flüsterte es der Russe. „Laß auch uns fortgehen aus dieser Hölle..."

„Bleibe!" wollte Hans Mahr rufen und röchelte nur... Groß war ihre Not, aber schlimmer noch würde es sein, die Einsamkeit zu ertragen.

Und aus dem Grauen der finsteren Nacht, des langsamen, qualvollen Sterbens, hörte er die Stimme seines Kameraden in Verzweiflung und Todesnot: „... Hans, ach Hans... ich kann nicht mehr... Verzeihe mir, daß ich dich allein lasse, aber schon spüre ich die Fänge des Wahnsinns, sie krallen sich ins Fleisch, ins Gehirn... Laß mich fliehen, fliehen, ehe es zu spät ist..."

Ein Schuß, hundertfach donnernd zurückgeworfen von den Felswänden ringsum, zerriß mit seinem Feuerstrahl für eine Sekunde das Dunkel und verstummte.

Wieder war nur das Murmeln der Wasser in der sternenlosen Nacht...

„Nun bin ich der Letzte", dachte Hans Mahr, doch das Gehirn konnte den Gedanken nicht recht fassen. „Muß nicht einer der Letzte sein...?" Die Erwartung des Todes schreckte ihn nicht mehr.

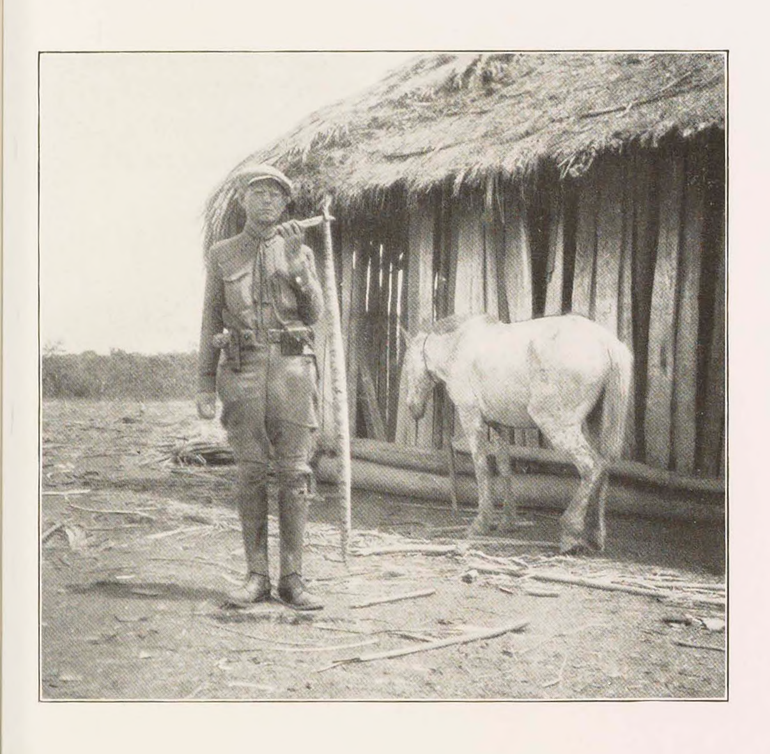
*

In dieser Nacht hatte der Regen aufgehört, und der Tag brachte leuchtenden Sonnenschein, in dessen frohem Licht er die Leiche seines Freundes neben sich auf dem Golde liegen sah. Und dann, in dieser Hölle, in der von den steilen Wänden eingeschlossen das dunkle Wasser quirlte und brauste und sich verzweifelt den Ausgang zu erkämpfen suchte, um sich blickend, begriff er mit einem Male das ganze furchtbare Entsetzen seiner Einsamkeit, und Grauen stürzte sich hohnlachend über ihn. Ihm war, als tanzten die Wände um ihn, als wüchsen sie, würden höher, immer höher, würden ihn erdrücken, ersticken. Da schrie er wild, wie ein Tier, unter Aufbietung der letzten Kraft, ohne Sinn und Verstand, in den Krallen einer entsetzlichen Furcht.

Auf den feuchten Steinen, die Hände in das Gold verkrallt, lag er, und sein irrer Blick traf den leuchtenden Ausschnitt des Himmels, von dem es in hellem Blau herniederstrahlte in sein düsteres Grab. Winkte nicht dort oben im Lichte unendliche Freiheit, Losgelöstsein von aller irdischen Qual des Grauens und der Nacht? Nur ein Weniges noch, und auch er hat alles Elend überwunden, wird frei sein von allem, was ihn peinigt... Und eine tiefe Ruhe rann wohltuend durch seine Glieder, bequemer streckte er sich auf dem harten Lager aus, und bleierner, Bewußtlosigkeit ähnlicher Schlaf senkte sich barmherzig über ihn.

*

Er wußte nicht, wie lange er in diesem Zustand gelegen hatte, beim Erwachen jedoch sah er, daß das Wasser einen Meter gefallen war. Und als der Tag älter wurde, konnte er, sich an den Steinwänden entlangtastend, in ständiger Gefahr, von dem noch immer wild strudelnden Wasser zu Boden gerissen zu werden, den Gang passieren.



DER VERFASSER MIT EINER ERBEUTETEN SCHLANGE



Er war der Hölle des Grabes entronnen!

Gierig sich über das junge Gras stürzend, verzehrte er die spärlichen Halme, die am Felseneingang sproßten. Dann gelang es ihm, eines der halb verwilderten Tragtiere zu schießen. Aber sein der Nahrung entwöhnter Magen weigerte sich unter Krämpfen, die schwere Kost aufzunehmen. Drei Tage aß er nur in kleinsten Mengen, kaute stundenlang, in kleinen Schlucken das gekochte Wasser trinkend, bis er sich wieder soweit gekräftigt fühlte, daß er ohne Stütze gehen konnte. Er kochte von den Bohnen und machte sich nach einigen weiteren Tagen daran, alles Nötige für den Abmarsch vorzubereiten.

Es war schwer, die verwilderten Tragtiere zu fangen, aber schließlich gelang es doch, dreier von ihnen habhaft zu werden. Eins belud er mit Gold. Wenn es auch lange nicht alles war, was hier an Schätzen aufgehäuft lag, so suchte er wenigstens die kostbarsten Stücke heraus, sie sorgsam zu beiden Seiten des Packsattels in Bündel verschnürend. Das zweite sollte den Proviant tragen, den Rest der noch übriggebliebenen Bohnen und die dünnen, gesalzenen Streifen des Pferdefleisches, das er in der Sonne gedörrt hatte. Auch Munition vergaß er nicht.

So ritt er eines Morgens, von den zwei Tragtieren begleitet, den Weg zurück, den er vor Monaten mit den vier Gefährten gekommen war.

Nun war er ohne sie. Aber die Wildnis schreckte ihn nicht. Was bedeuteten ihre Gefahren nach den entsetzlichen Wochen des Lebendig-Begrabenseins im dunklen Reiche des Todes? Nachts schlief er in seiner Hängematte, unbekümmert, ob das Feuer erloschen war oder nicht, und tagsüber ritt er, gleichmäßig und müde, den Tieren nur wenig

Erholung gönnend, vorwärtsgetrieben von dem einen Wunsche, dem Instinkt des Lebenwollens.

Aber dann war der Proviant zu Ende. Wild sah er keines, auch besaß er nur wenige Patronen. So mußte er sich schweren Herzens dazu entschließen, eines der Tragtiere zu schlachten. Die ganze Bitterkeit eines solchen Entschlusses, seinen treuen Kameraden in Not und Gefahr zu opfern, mag nur derjenige ermessen, der eine Reise durch die Wildnis mit ihrer Einsamkeit und unerbittlichen Strenge kennt. Der Lebenswille jedoch siegte über das Herz. —

Nun blieben nur noch zwei Tiere übrig, und dann ... nur das eine.

Es fühlte, daß der Mensch als unbarmherziger Gebieter über sein Leben verfügte, und seine scheuen Blicke schnitten Hans Mahr ins Herz.

Längst schon hatte er das meiste des Goldes abgeworfen. Einen Sack nur lud er neben dem Fleisch auf das eine ihm verbliebene Pferd, selbst zu Fuß hinter ihm herschreitend. Nur langsam und stolpernd kam das Tier unter der schweren Last vorwärts. Es mochte auch durch die Strapazen und Entbehrungen krank sein. Hans Mahr fand es eines Morgens verendet im Busch, wohin es sich vor den Schwärmen der Fliegen und Moskitos zurückgezogen hatte.

Jetzt war er ganz allein, das letzte Lebewesen, das ihn noch mit der Welt der Menschen verbunden hatte, war von ihm gegangen.

Den Proviant, die Hängematte und die notwendigsten Waffen und Patronen lud er auf seine Schultern, nahm eine Handvoll Gold in die Tasche und wanderte müde und gleichgültig weiter, gen Süden, bis er eines Tages auf Indianer stieß.

Er durfte leben bleiben, die Wildnis und der Geist des Goldes hatten seinen Tod nicht gewollt. —

So kehrte er als ein Kranker zurück zu den Menschen, zurück nach Europa, das ihm einst zu eng geworden war, ein an Leib und Seele gebrochener Mann, der von dem Geschehenen nicht sprechen mag. Nur selten zeigt er die Handvoll Gold denen, die ihm nahe sind. Aber ihrer sind wenige. —

*

KAPITELÜBERSICHT

Wilhelm Goldmann Verlag Leipzig

HANS BACHWITZ

Von Hans Bachwitz, dem leider so früh verstorbenen bekannten Lustspieldichter und Novellisten, sind in unserem Verlag erschienen:

JFNNYS BUMMEL DURCH DIE MÄNNER

Ein artiger Roman

Kartoniert M. 3.—, Ganzleinen M. 4.50

„. . . Hier ist eine Leichtigkeit, die ironisch über die Schwächen der Menschen hintänzelt. . . . Dieses Berliner Mädel, das von Schicksalslaune abenteuerlich umhergetrieben wird, ohne je ein „Abenteuer" zu haben, dieser Mannequin der großen Berliner Kleiderfirma ist ein so frisches, bubiköpfiges Ding, das oft recht weltängstliche Herz auf dem rechten Fleck, daß ihr das Happyend zu gönnen ist. . . ." („Die Literatur")

REINFÄLLE MIT DAMEN

Allerhand zum Lachen

Kartoniert M. 2.50, Ganzleinen M. 3.80

„. . . Lest bloß die Überfülle der erheiternden Begebenheiten — man kommt aus dem Lachen nicht heraus . . . Der Verfasser des lustigen Buches ist ein Saphir unserer Tage, ach — was sage ich —, Saphire sind viel zu billig, er ist ein Smaragd! . . ."

(Gustav Herrmann)

DIE PFORTE DER GLÜCKSELIGKEIT

und andere Erzählungen

Kartoniert M. 3.—, Ganzleinen M. 4.50

Diese 24 kleinen, köstlichen Erzählungen, deren jede in ihrer Art ein kleines Meisterwerk ist, zeigen moderne Probleme des Lebens mit all den Licht- und Schattenseiten unseres Heute. Das vorzüglich ausgestattete Buch wird jedem Leser Freude bereiten und eignet sich als Geschenkwerk für alle Gelegenheiten.

Bitte verlangen Sie von uns illustrierte Prospekte

